

no. 13, Frühling 2010

der bagger

GRABUNGEN ZWISCHEN
ERNST UND SATIRE



INHALT

EDITORIAL

politik & gesellschaft

wissenschaft

kultur

- 1 Editorial
Baggerdelle
Inhalt
- 2 Geld macht glücklich
- 3 Du seliges Österreich ...
das rechte Eck
- 4 Freiheit
- 5 Gans im Glück
- 6 Glück aus der Apotheke
Fragen an die Glücksfee
dasMaur erdekolleté
- 7 Sechs Richtige für Deppen
- 8 Die Elixiere des Monstradabus
- 9 Das Glück ist ein Schulfach
dieMi schmaschine
Baggers Bankett, Nr. 1
- 10 Ist Glück berechenbar?
Horoskop
Redaktionelles
- 11 Hier & Jetzt
Rezensionen: Musik
- 12 You must be wrong if you think you don't love me
Saublöder Artikel im Bagger
- 13 Die uferlose Suche nach dem Selbst
Rezensionen:L iteratur
diePr äzension
- 14 Rezensionen:L iteratur
Rezension:Theat er
Baggers Bankett, Nr. 2
- 15 Glückwärts. Eine Idylle
Silrätbensenl
Impressum

Lieber Patient, liebe Patientin!

Traurig? Depressiv? Einsam? Gelangweilt? **derBagger®** schafft Abhilfe! Schon eine kleine Dosis macht Ihren grauen Alltag wieder bunt und bringt Ihnen lauterer Glück.

Verzichten Sie aufs schnelle Geld aus Gewinnspiel, sagen Sie der ewig-vergeblichen Suche nach wahrer Liebe adé. All das wird Sie nicht dauerhaft beglücken; täglich ein paar wohldosierte Portionen **derBagger®** hingegen wirken Wunder. Und per Abonnement – so viel wird Ihnen Ihr Glück doch wert sein – sind Sie auch vor Entzugserscheinungen gefeit. **derBagger®** – Glück auf Papier gebannt.

Trocken lagern, bei gutem Leselicht einnehmen. Im Fall des Nicht-Eintretens der erwünschten Wirkung oder bei Nebeneffekten suchen Sie nicht lange nach der Packungsbeilage oder Ihrer Apotheke, sondern wenden Sie sich gleich per Beschwerdebrief an

Ihre Bagger-Redaktion



Kleine Probleme, ernst genommen

s' Klick is a Vogerl

„Wahres Glück ist das Gelingen zwischenmenschlicher Beziehungen“, schwafelt so manche Ahnungslose. Doch das ist nur die halbe Wahrheit. Die andere Hälfte lautet: Wir grüßen zwar unsere Nachbarinnen nicht mehr, dafür haben wir jetzt 155.723 Freundinnen auf Facebook. Aus der grauen Maus wird MissLove69. arschgeige oder ungustl82 hingegen sind als Userinnennamen nicht so beliebt wie mister right, hobbykoch76 oder kuschelbaerli, Mauerblümchen wurden erst kürzlich auf die rote Liste gefährdeter Arten gesetzt. Das Problem dabei: Vor lauter Schokoladenseiten erkennt man seine Nächsten kaum wieder, wenn man ihnen Aug' in Aug' gegenübersteht. Dabei ist es noch ein Glück, dass man zwischen zwei Logins – etwa, wenn man per Straßenbahn vom Arbeits- zum Heim-PC pendelt – dazu gezwungen ist, mit realen Personen in Kontakt zu treten: Die stinken dann zwar real aus dem Mund, steigen einem auf die „Zech'n“ oder fallen sonstwie negativ auf. Aber: Ein gelegentliches, herzlich und mit der nötigen Inbrunst intoniertes „Leck mich doch am Oasch, du Wapplerin!“ ist zuweilen beglückender als ein virtuelles „Gruscheln“. Nun möge uns die Allmächtige zwar vor allem bewahren, was noch ein Glück ist – aber das virtuelle „Klick“ is hoid a nua a Vogerl.

mo

Baggerdelle



GELD. MACHT GLÜCKLICH

Zunächst müssen wir aber rankommen, ans Geld. In diesem Artikel wollen wir einmal alle technischen sowie alle möglichen moralischen Bedenken gegenüber jeglichen Finanzmarkt-Produkten zerstreuen¹ und auch gleich ein paar Tipps geben, wie man ans schnelle Geld kommt.

Sie haben ein Sparbuch? Gratuliere! 10.000 Euro auf 3 Jahre gebunden bei 2.5% Zinsen. Nicht schlecht, damit haben Sie in 3 Jahren (abzgl. KEST) gute 500 Euro verdient. In 50 Jahren können Sie sich vom Zinsertrag einen Kleinwagen kaufen, ohne einen Finger gerührt zu haben. Sie verstehen es, zu leben!

Selbst bei (momentan utopischen) 7% Zinsen können Sie sich in absehbarer Zeit keine Träume erfüllen und um im Jahr 45.000 Euro zu „verdienen“ müssten Sie schon 2 Mio. auf der Seite haben (bei einem Zinssatz von 3%), aber wollen Sie in diesem Fall wirklich von jährlich 45.000 Euro leben? Vergessen Sie es. Zinssätze sind für Pensionskassen und Versicherungen relevant. Unsereins wird damit nicht glücklich.

Virtuelles Geld

Was sind die Alternativen? Aktien, Derivate und strukturierte Produkte. Oh nein! Das ist doch nur virtuelles Geld, das ist alles undurchschaubar und außerdem sind Sie doch keiner von diesen gierigen Abzockern und Spekulanten und der (Turbo-)Kapitalismus an sich ist ja die Wurzel fast allen Übels. Nun, zunächst einmal ist eine Aktie gar nicht so virtuell, sondern ein Anteil an einer Firma, also in etwa genauso real, wie wenn Sie eine Eigentums-

wohnung erwerben. Dann gehört Ihnen zwar auch nicht das ganze Haus, aber Sie haben das Recht erworben, einen Teil des Hauses zu bewohnen. Als Teilinhaber einer Firma haben Sie das Recht, an zukünftigen Gewinnen teilzuhaben. Der Preis einer Aktie wiederum wird nach den zu erwartenden Gewinnen (an denen Sie durch Dividenden teilhaben) festgesetzt. Nehmen wir an, Sie erwerben privat einen gebrauchten VW Passat zu einem angemessenen Preis (gemäß zu erwartender Lebensdauer und potentieller Reparaturen bei diesem Modell). Nach einer Woche gibt VW bekannt, dass bei diesem Modell ein schwerer Konstruktionsfehler vorliegt. Der Wert Ihres Autos ist nun beinahe Null. Kurz darauf stellt sich heraus, dass der Fehler nur bei Benzinern auftritt, Sie haben aber ein Dieselfahrzeug gekauft. Glück für Sie, dass Sie nicht gestern verkauft haben, der Wagen hat seinen ursprünglichen Wert beinahe wieder. Warum kostet eine gewisse Flasche Wein das Zehnfache einer anderen? Weil gewisse Leute der Meinung sind, dass der zu erwartende Genuss bedeutend höher ist als bei der anderen. Willkommen im Alltag. Firmen sind ein wenig komplexer als Autos oder Wein, das Prinzip ist aber genau dasselbe und an Banalität kaum zu überbieten. Steigen die Erwartungen an den zukünftigen Gewinn einer Firma, so wird sich dies in steigenden Aktienpreisen ausdrücken (es werden höhere Dividenden erwartet), stellt man fest, dass man die Firma zu hoch eingeschätzt hat, wird man einen niedrigeren Preis für seine Anteile erhalten. Die durchschnittliche Wertsteigerung wird als Rendite bezeichnet, die Kursschwankungen (Volatilität) beziffert das Risiko der Investition.

Marx lässt grüssen

Aber der Kapitalismus! Marx hat nachgewiesen², dass Firmengewinne nur durch Ausbeutung erzielt werden können. Aufgrund der gegenläufigen Interessen der Unternehmer kann durch die Verwendung von Rohmaterial und Produktionsmittel kein Gewinn entstehen und wenn der Wert der Arbeit mit dem Betrag beziffert wird, der zum Erhalt der Arbeiterschaft (sprich Lebens- und Produktionskosten) aufgebracht werden muss, so lässt sich innerhalb des Systems auch mit der „Veredelung“ von Rohstoffen zu Gebrauchsgegenständen durch menschliche Arbeit kein „Mehrwert“ erzielen. Der Arbeiter fügt in einer gewissen Zeit

den Waren einen Mehrwert hinzu, der den Kosten seiner Lebenserhaltung und somit dem notwendigen Lohn entspricht. Die Ausbeutung besteht nun darin, dass er mehr Arbeit leisten muss, als zur Lebenserhaltung notwendig wäre, ohne dafür bezahlt zu werden. Die Differenz nun ist der Gewinn des Kapitalisten und somit muss jegliche Steigerung des (Aktien-)Kapitals auf dem Rücken der Arbeiterschaft erfolgen. Diese Argumentation klingt schlüssig und hat ein ganzes Jahrhundert in Atem gehalten. Doch der Kapitalist mit Zylinder und Zigarre ist Schnee von gestern. Aktiengesellschaften sind an seine Stelle getreten und somit die Möglichkeit für den einfachen Arbeiter, an dem Mehrwert, um den er betrogen wurde, durch die Hintertür wieder teilzuhaben. Es ist somit für den geprellten Arbeiter nicht nur ein Recht, sondern geradezu eine Verpflichtung, durch den Erwerb von Firmenanteilen die Utopie vom kollektiven Eigentum an den Produktionsmitteln Realität werden zu lassen.

Derivate

Ich biete Ihnen ein Grundstück in Grinzing an, will es aber nicht heute verkaufen. Gegen eine kleine Gebühr können Sie aber das Recht erwerben, das Grundstück in einem Jahr zu einem festgesetzten Preis zu kaufen. Sollte sich herausstellen, dass sich darunter eine Ölquelle befindet, können Sie das Grundstück mit einem Riesengewinn sofort wieder verkaufen, wird in einem halben Jahr eine Kläranlage auf dem Nachbargrund errichtet, werden Sie Ihr Recht eher nicht wahrnehmen wollen. Wir haben gerade ein Options-Geschäft gemacht. Hätten wir eine Verpflichtung zum Kauf in den Vertrag aufgenommen, wäre das ein sogenannter Future-Kontrakt. Beides wird als *Derivat* (von einem anderen Produkt abgeleitetes Geschäft) bezeichnet. Wenden wir dieses einfache Geschäftsmodell auf Aktien an. Schon eröffnen sich ungeahnte Möglichkeiten: Sie wollen zwar von steigenden Kursen profitieren, aber Ihr eingesetztes Kapital auf keinen Fall verlieren? Dann gehen wir folgendermaßen vor: Sie haben 1000 Euro, der risikolose Zinssatz beträgt z.B. 2.5%. Wir veranlagen 983 Euro risikolos. In einem Jahr werden Sie also sicher wieder 1000 Euro besitzen (nachrechnen, inkl. 25% KEST). Um die 17 verbleibenden Euro kaufen wir Optionen auf eine Aktie Ihrer Wahl. Steigt die Aktie über den vereinbarten Kaufpreis (Strike Price), können Sie diese in einem Jahr erwerben und durch sofortigen Verkauf einen Gewinn erzielen, fällt der Kurs, haben Sie immerhin nichts verloren. Wir haben soeben ein Kapitalschutz-Produkt mit theoretisch unbegrenztem Gewinn (Aktie steigt ins Astronomische) erfunden, ein sogenanntes strukturiertes Produkt. Dieser Begriff führt ganz zu Unrecht bei manchen zu Gänsehaut, doch wie wir gesehen haben, ist das Prinzip ganz einfach und durchschaubar.

Short Selling

Sie glauben aber nicht, dass die Kurse im nächsten Jahr steigen werden, ganz im Gegenteil? Eine Investition ist also unsinnig. Der Imageschaden, den Toyota zurzeit erleidet, wird Ihrer Meinung nach zu noch größeren Gewinneinbußen führen, als momentan im Aktienkurs ausgedrückt? Kein Problem, wir können auch von fallenden Kursen profitieren. Wie das? Sie beauftragen Ihren Broker (Investmentbank), in Ihrem Namen – gegen eine Gebühr – Toyota-Aktien zu verkaufen und verpflichten sich, diese Aktien zu einem bestimmten Zeitpunkt zu erwerben und Ihrer Bank zurückzugeben. Sie nehmen also einen „Kredit“ in Aktien auf. Sind 100 Aktien heute 1000 Euro wert, so bekommen Sie diesen Betrag gutgeschrieben. In ei-

nem Jahr müssen Sie 100 Aktien besorgen und an Ihre Bank liefern. Fällt der Kurs um 50%, haben Sie 500 Euro (abzgl. Gebühren) verdient, da die Aktien nun um die Hälfte billiger sind als die Ihnen gutgeschriebene Summe. Und das bei fallenden Kursen!

Portfolio Optimierung

Der Finanzmarkt hat also seine Mystik verloren. Wir kennen die Möglichkeiten. Karl Marx zwinkert uns aufmunternd zu. Also rein ins Vergnügen. Wir haben nun die Möglichkeit, unser Risiko durch Diversifizierung zu minimieren. D.h. wir investieren in unterschiedliche Anlagekategorien (Aktien, Anleihen, Derivate, Rohstoffe, Immobilien ...). Das jeweilige Risiko lässt sich anhand historischer Daten genau quantifizieren und wenn wir den Betrag festlegen, den wir mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit als maximalen Verlust in Kauf nehmen (der sogenannte „value at risk“), dann können wir mittels einer unspektakulären Optimierung³ unter Verwendung von Rendite, Risiko und Korrelation zwischen den einzelnen Kategorien unseren erwarteten Gewinn ziemlich genau einschätzen. Je mehr Risiko wir in Kauf nehmen, desto mehr Aktien und Derivate werden wir kaufen (bzw. „short sellen“). Aber welche?

Aktienanalyse

Da die Aktienpreise eine Folge von Angebot und Nachfrage sind, kann es sich lohnen, die Kursverläufe zu studieren. Nach 3 Spitzen im Kursverlauf folgt bei einer gewissen Aktie beispielsweise immer ein Absturz. Nach 2 tiefen Tälern oft ein kontinuierlicher Anstieg. Erkennen Sie Muster und stellen Sie Theorien auf, schon mancher hat so sein Glück gefunden!

Oder versuchen Sie, so viel wie möglich über eine Firma herauszubekommen, studieren Sie das Marktumfeld, ökonomische Kennzahlen und mögliche Auswirkungen von globalen Entwicklungen auf den Geschäftsbereich des Unternehmens. Informationsvorsprung bedeutet Rendite, nützen Sie Ihr Abstraktionsvermögen und ihre intellektuellen Fähigkeiten voll aus. Eine Vermutung kann sich schnell in den Kursen manifestieren, doch dann ist es schon zu spät.

Effizienz

Märkte sind effizient, so lautet eine ökonomische Vermutung. D.h. alle frei verfügbaren Informationen sind (mit einer gewissen Verzögerung) in den Kursen enthalten. Nützen Sie diese Verzögerung, hören Sie auf das, was Obama heute sagt, morgen können die Kurse entsprechend anders aussehen. Und vor allem: Lassen Sie sich nicht von scheinbar moralischen Kategorien leiten. Eine Investition in „grüne“ Technologie macht nur dann Sinn, wenn Sie glauben, dass dies einen Gewinn bringt. Lassen Sie sich nicht verleiten, denn Ihr Verlust ist der Gewinn eines anderen, der weniger Skrupel besitzt. Andernfalls spenden Sie lieber für wohltätige Zwecke, wenn Sie das glücklicher macht. Doch vergessen Sie nicht: Geld macht glücklich und

mit kleinen Einsätzen lassen sich große Gewinne erzielen. Ist die Krise vorbei? Dann investieren Sie in einen Standard-Aktienindex (z.B. mittels eines Futures). Geht es wieder bergab? Dann gehen Sie die Gegenposition (short) ein. Oder investieren Sie in Baumaschinen. Der Bagger wird es Ihnen danken. Eine Gewinngarantie gibt es dafür aber nicht.

c lr

¹ Bei diesem Artikel handelt es sich um eine Polemik, es wird weder der Anspruch erhoben, eine korrekte ökonomische Theorie zu liefern, noch eine fundierte Analyse der Werke von Karl Marx, sondern eine undifferenzierte Rechtfertigung jeglicher Finanzspekulation.

² Siehe Karl Marx, Das Kapital, Band 1.

³ Eine sogenannte Markowitz-Optimierung.



Lebenszufriedenheit: Quelle: www.happyplanetindex.org

DU SELIGES ÖSTERREICH...

Alles in allem könnten wir ganz zufrieden sein mit unserer Zufriedenheit. Aber zu welchem Preis? Und auf wessen Kosten?

„Gross National Happiness is more important than Gross National Product.“ So antwortete der junge König von Bhutan Jigme Singye Wangchuck 1976 auf die provokative Frage eines Journalisten der Financial Times nach dem Bruttoinlandsprodukt (BIP) seines Staates. Dieses lag damals bei 50 US-Dollar pro Kopf im Jahr und war somit das niedrigste der Welt. Es blieb jedoch nicht bei dieser schlagfertigen Antwort. Bhutan, ein nach europäischen Vorstellungen äußerst rückständiges Land, das bisher ziemlich abgeschottet von der restlichen Welt existiert hatte, entwickelte Theorien und Methoden, um das Glück seiner Bevölkerung zu messen, um es zu verbessern.

Zufriedenheit als Regierungsziel

Es wurde eine Kommission für Bruttonationalglück gegründet und vier Faktoren, die besonders zur Förderung des Glücks der Bevölkerung beitragen sollten, wurden definiert:

- Die Förderung einer sozial gerechten Gesellschafts- und Wirtschaftsentwicklung.
- Die Bewahrung und Förderung kultureller Werte.
- Der Schutz der Umwelt.
- Die Errichtung von guten Regierungs- und Verwaltungsstrukturen.

Das Ziel war, einen ungeordneten, fluchtartigen Übergang von einem traditionellen, abgeschlossenen Land hin zur Existenz als Teil der großen, globalisierten Welt zu verhindern und somit wenigstens einige der Probleme, die dieser Wandel für viele der sogenannten Entwicklungsländer mit sich gebracht hat, zu verhindern. Heute hat Bhutan immerhin ein BIP von ungefähr 2000 US-Dollar pro Kopf und liegt damit weltweit ungefähr im Durchschnitt. Und die Lebenserwartung ist seit den siebziger Jahren von ungefähr 47 auf heute 65,5 Jahre gestiegen. Müsste nun folgerichtig Bhutan nicht das glücklichste Land der Erde sein? Nicht ganz. In den meisten Studien liegt der Himalayastaat eher im guten Mittelfeld. Im asiatischen Vergleich betrachtet ist er aber doch einer der besten. Dass die Gesamtbevölkerung nicht ganz so glücklich ist, wie die offenbare Fürsorge ihrer Regierung denken lassen könnte, liegt vielleicht daran, dass die Fürsorge nur einem Teil der Bevölkerung zugute kommt.

Glück und Nationalismus

1980 wurde bei einer Volkszählung offenbar, dass nepalesische Immigranten, die seit Ende des 19. Jahrhunderts auf Arbeitssuche ins Land geströmt waren, inzwischen die Mehrheit der Bevölkerung bildeten. Ursprünglich waren diese als billige Arbeitskräfte willkommen; bis 1958 standen ihnen die Grenzen offen. Dann aber war der Markt offenbar gesättigt. In einer Generalerklärung wurde den bis dahin Eingewanderten die bhutanische Staatsbürgerschaft angeboten und der weitere Zuzug verboten. Allerdings war die Grenze nicht vollkommen kontrollierbar und so gab es weiterhin, nun aber als illegal deklarierten Zuzug.

Das Ergebnis der Volkszählung versetzte die Volksgruppe der Ngalong, der auch das Königshaus angehört, in Angst vor Überfremdung. Die Regierung ging dazu über, Zugewanderte, die keine Aufenthaltserlaubnis aus der Zeit vor 1958 vorweisen konnten, auszuweisen, und betrieb ab 1988 eine Politik der Assimilierung in Sprache und Kultur. Dies führte zu Revolten unter den Eingewanderten, die mit Gewalt niedergeschlagen wurden und Flüchtlingsbewegungen in größerem Rahmen zur Folge hatten. Noch immer gibt es im Osten Nepals Flüchtlingslager mit über 100.000 Bewohnern. Wenn also die in Bhutan Zurückgebliebenen dieser Bevölkerungsgruppe bei den Befragungen überhaupt einbezogen wurden, so ist es durchaus naheliegend, dass sie den Schnitt der Zufriedenheit etwas drückten.

Dies zeigt, wie schwierig es ist, allgemeine Voraussetzungen für Zufriedenheit zu definieren – insbesondere sobald es um Kultur und kulturelle Werte geht und unterschiedliche Identitäten unter einen Hut gebracht werden sollen.

Die wirklich Glücklichen

Wenn es also Bhutan nicht ist, welche sind nun die glücklichsten Länder der Erde? Welch Überraschung: Es sind im Großen und Ganzen die reichsten.

Länder wie Dänemark, die Schweiz, Luxemburg, Norwegen, Finnland, Schweden, Irland und auch Österreich füllen die Top 20 sowohl im Bereich der subjektiv gefühlten Zufriedenheit als auch beim BIP. Am unteren Ende der Listen finden sich vorwiegend afrikanische Staaten aus der Sub-Sahara-Region wie Burundi, die Demokratische Republik Kongo oder Zimbabwe. Geld macht also ganz offensichtlich glücklich. Wir können uns also glücklich schätzen, im ungefähr zehntreichsten Land zu leben, dessen Bevölkerung weltweit die drittgücklichste ist.

Das sieht auf den ersten Blick ganz gut aus, allerdings wurde da die Frage nach der Effizienz noch nicht gestellt. Und da schlägt Bhutan Österreich um Längen. Wenn nämlich weltweit jeder und jede verbrauchen würde, womit wir uns unser Leben so schön machen, wären die Rohstoffe von annähernd 5 Planeten Erde notwendig. Mit der bhutanischen Lebensweise hingegen würde die Weltbevölkerung mit unserem einen Himmelskörper gerade ihr Auslangen finden. Zu diesem Ergebnis kommt das *Global Footprint Network*, welches hierbei misst, wie viele Erden notwendig wären, um die gesamte Menschheit beim gegebenen Lebensstandard eines bestimmten Landes dauerhaft mit nachwachsenden Ressourcen zu versorgen.

Die rücksichtsvoll Glücklichen

Nun besteht natürlich die Möglichkeit, diese beiden Werte – die gefühlte, in Umfragen erfasste durchschnittliche Lebenszufriedenheit und den ökologischen Fußabdruck – zu kombinieren, um zu messen, welche Staaten am ehesten im Sinne von globaler Zufriedenheit und Nachhaltigkeit funktionieren. Das Ergebnis wird (*un*)*Happy Planet Index* genannt und zeichnet ein etwas überraschendes Bild. Den global rücksichtsvollsten Erfolgskurs fahren offenbar Staaten wie Costa Rica (auch genannt die Schweiz Mittelamerikas) und die Dominikanische Republik. Aber auch Länder, die eher für politische Instabilität, wirtschaftliche Schwäche oder korrupte Verwaltung bekannt sind, befinden sich auf den vordersten Plätzen: die ehemaligen Bürgerkriegsländer Guatemala und Nicaragua, das Auswanderungsland Jamaika, das armuts- und konfliktgeplagte Kolumbien, das isolierte Kuba oder das autoritär regierte Ägypten. Bhutan findet sich an 17. Stelle, Österreich an 57., die USA an 114. zwischen Madagaskar und Nigeria.

Was auffällt, ist die große Dichte an ökologisch nachhaltiger Zufriedenheit in Mittelamerika. Eine Mentalitätsfrage? Vielleicht. Sicher ist aber auch zu berücksichtigen, dass zum Beispiel nordeuropäische Staaten schon allein durch klimatisch ungünstigere Bedingungen einen hohen Energieaufwand haben. Generell macht die Statistik den Eindruck, als ob die sogenannte hoch entwickelte Welt hier eher chancenlos ist. Das liegt vor allem daran, dass die moralisch-erzieherische Kompo-

nente, die der ökologische Fußabdruck mit sich bringt, voll erhalten bleibt, während die relativ unexakte Ermittlung der Zufriedenheit, die nur nach dem subjektivem Gefühl bezüglich der Lebensumstände fragt, wesentliche Details außer Acht lässt und wohl auch oft irreführende Ergebnisse bewirkt.

So kann ich zum Beispiel mit meinen Lebensumständen eigentlich ganz zufrieden sein und mich dennoch über verlogenen Migrationspopulismus, manipulierende Massenmedien, unfähige Bildungspolitik, allgemein traurige Polit-Kultur usw. maßlos ärgern. Insbesondere wenn im Großen und Ganzen sehr zufriedenstellende Umstände herrschen und nur die aktuelle Entwicklung als eine negative wahrgenommen wird und sich die eigentlich angenehmen Umstände dadurch verschlechtern (könnten), ist das Unwohlsein schwieriger glaubhaft zu artikulieren und fließt in solche Umfragen weniger ein.

Teure Stagnation

Ein weiterer Makel lässt sich bezüglich unserer verhältnismäßig hohen Zufriedenheit ausmachen: Sie stagniert – seit Jahrzehnten. Wie bereits erwähnt besteht ein Zusammenhang zwischen Lebenszufriedenheit und der Höhe des BIP. Allerdings steigt Erstere nur solange der Reichtum noch eher gering ist, mit wachsendem Wohlstand an, beginnt aber ab einem bestimmten Punkt plötzlich zu stagnieren – meist bei einem Pro-Kopf-BIP von ungefähr 10.000 US-Dollar. So hat auch Österreich seine Wirtschaftsleistung seit den sechziger Jahren mehr als verdreifacht, glücklicher wurde die Bevölkerung aber dadurch offenbar nicht. Was sich mitgesteigert hat, ist der Ressourcenverbrauch. Wir investieren also heutzutage für dieselbe Zufriedenheit mehr Wirtschaftsleistung und verbrauchen mehr Ressourcen als vor 50 Jahren. Ist diese Steigerung der Wirtschaftsleistung und des Ressourcenverbrauchs notwendig, um unseren Grad

an Zufriedenheit zu halten? Aufschluss bringt ein Blick auf die Phase rund um den EU-Beitritt Österreichs: Der Ressourcenverbrauch stagnierte hierzulande seit Anfang der Siebziger, machte dann nach dem Beitritt 1995 einen großen Sprung nach vorne, um sich in Folge wieder auf dem neuen Niveau einzupendeln – ohne eine merkbare Veränderung der Stimmung der Bevölkerung in der gesamten Phase. Ähnliches lässt sich auch über die beiden Beitrittskompagnons Schweden und Finnland sagen, bei denen der Hunger nach Rohstoffen phasenweise sogar deutlich zurückging, ohne ihre Einwohner und Einwohnerinnen ins Unglück zu stürzen.

Staaten wie Österreich könnten also ihren Ressourcenverbrauch deutlich drosseln, ohne Revolten befürchten zu müssen. Insbesondere wäre es angebracht, wenn nicht sogar dringend notwendig, auf die Güter und Rohstoffe, die mengenmäßig über die eigene Produktions-Kapazität des Landes hinausgehen, so weit wie möglich zu verzichten. Diese sind es nämlich, die global gesehen für Raubbau am Planeten und soziale Ungerechtigkeit sorgen.

Nicht dass durch einen solchen Paradigmenwechsel alle Probleme gelöst wären, aber zumindest würde das Vorhaben einer möglichst „neutralen Ressourcenbilanz“ eine Grundlage für ein friedlicheres globales Zusammenleben, für weniger Migration und für weniger

Bedarf an wirtschaftlich motivierten Kriegen bilden.



Lebenserwartung: Quelle: www.happyplanetindex.org

va

Weiterführendes:

<http://www.grossnationalhappiness.com>
<http://www.bhutanstudies.org.bt>
<http://www.mein-fussabdruck.at>
<http://www.happyplanetindex.org>
<http://www.footprintnetwork.org>



Happy Planet Index (HPI): Quelle: www.happyplanetindex.org

DAS RECHTE ECK

Meinungen, in's Eck gestellt
Doing God's Work

Da gingen die Wogen hoch, als der Chef von Goldman Sachs behauptete, die Banken verrichten im Grunde doch nur Gottes Werk. Passt doch aber ganz gut, nicht? So wie sich die Kirche damals im Namen Gottes an den Geldbörseln ihrer Schäfchen bediente, um sich seidene Kutten und güldene Ringe anzuschaffen, so wird das sparwillige und steuerzahlende Volk heute von den Banken ausgenommen, um deren Managern zum Glück zu verhelfen. Im Gegenzug wurde den Gläubigen ein gemütliches und sorgenfreies Leben (nach Todes- respektive Pensionseintritt) in Aussicht gestellt. Auch sonst kümmert sich GS rührend um das allgemeine Wohl: Wenn die Mitarbeiter mit 40 auf „filthy rich“ getrimmt sind, werden sie ausgesandt, um „Gutes“ zu tun – zum Beispiel in der US-Administration; ihre Mission führt sie auch in die Zentralbanken, Finanzministerien und Börsen dieser Welt, wo sie die Reinheit des freien Marktes predigen. Kein Zweifel, Goldman Sachs weiß, wie's geht. Im Krisenjahr 2009 hat die Bank ihren Gewinn auf 9,5 Mrd. EUR verfünffacht. Mit seinem Privatvermögen könnte GS-Chef Blankfein wahrscheinlich den gesamten Vatikan aufkaufen und die katholische Kirche modernisieren – dann würden sonntags Aktien statt Hostien verteilt, die Absolution erhielte man künftig gegen Bearbeitungsgebühr; man feierte keine Hochzeiten mehr, sondern Übernahmen. Die Zeile „vergib' uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“ würde gestrichen; was bleibt, ist der Klingelbeutel. Im Namen des Heiligen Kapitals.

chr

das rechte Eck



Freiheit gehört zu den wichtigsten Dingen im Leben der Menschen. Warum? Versuch einer Erklärung, mit einem weiterführenden Glossar versehen.

Die Würde des Menschen ist unantastbar, aber es ist schwierig, das Gefühl der Freiheit zu vermitteln. Für Menschen in einem freien Land ist sie nicht wie ein guter Kuchen, den mau richtig auskosten kann. Es ist etwas Selbstverständliches wie die Luft. Viele Journalisten schreiben die Worte *Freie Welt* in Anführungszeichen. Die sogenannte Freie Welt. Dabei gibt es diese Welt, ganz konkret, genauso wie es die unfreie, diktatorische, manchmal extrem brutale Welt gibt.

Vor mehr als zwanzig Jahren brachen in verschiedenen Ländern des Ostblocks nach und nach richtige Freudenorgien aus. Bei den Massendemos gingen nämlich schon so viele Menschen auf die Straßen, dass eine chinesische Lösung (töten) schwierig erschien. Ohne Gewalt kollabierten jedoch die Systeme. In Rumänien probierten es die Machthaber, aber die Armee zauderte. Trotzdem eine fürchterliche Bilanz: über tausend Tote. Aussage einer alten weinenden Dame (Prag, Wenzelsplatz, 1989): Ich habe zwei Weltkriege erlebt, mein Mann war drei Jahre im Nazi-KZ, dann 13 Jahre in einem kommunistischen KZ, und ich habe nie geglaubt, dass ich „es“ noch erleben kann.

Freiheit geht so: Ich wache auf und weiß, dass ich den ganzen Tag auch mit unbekannten Menschen über alles reden kann und dass ich nicht auf der Straße grundlos von der Polizei angehalten werde. Ich darf mein Land verlassen und auch zurückkehren. Menschen in unfreien Ländern leben mit einem ständigen Gefühl von Angst. Doublethink: In der Öffentlichkeit und zuhause wird anders geredet. Wenn ein Mensch mal in einer Diktatur lebte, kann er dann jeden Tag die Freiheit wirklich genießen. Ein zweifelhafter Vorteil.

Kleines Vokabular zur Freiheit
Nationaler Sozialismus/Faschismus: Ist eigentlich allgemein bekannt. War eine abscheuliche Massenbewegung, die eine bessere Welt bauen wollte. Voraussetzung: Austilgung gewisser schädlicher „Elemente“ und „Völker“ (Juden, „Zigeuner“, Slaven, Schwule), dann sollte die Deutsche Nation die beste aller Welten verwirklichen, gleich für tausend Jahre. Hat Zigmillionen Menschen auf dem

Gewissen. Führer (Mussolini, Hitler etc.) haben sich durch die → Oktoberrevolution inspirieren lassen (Hitler zusätzlich durch Mussolinis Revolution). War eine Art → Apartheid-Gesellschaft. Spielt heute keine große Rolle mehr, allgemein geächtet. Hat bis heute Einzelgruppen von Groupies, die jedoch aus rassistischen Gründen morden.
Oktoberrevolution: Betrifft Russland. Ein Beweis, das eine kleine Gruppe zu allem entschlossener Männer (hier Bolschewiki) einen (schwachen) Staat erobern kann. Und auf Jahrzehnte total ruinieren. Russland, vor 1914 vorindustrielle Kornkammer Europas, wurde durch sie zu einem Entwicklungsland. In den Sechzigern wurde die UdSSR „Obervolta mit Raketen“ genannt: Kindersterblichkeit, Lebensstandard usw. auf Entwicklungsländniveau, aber modernste Thermonuklearwaffen. Chronischer Mangel an Grundbedürfnissen des Lebens wie Wohnen und Essen. Auch das heutige Russland leidet noch unter diesem Erbe: Männerlebenserwartung 59 Jahre. JournalistInnen werden dort manchmal erschossen.

Kommunismus: Ist nicht so allgemein bekannt, da oft verklärt. War eine chiliastische Massenbewegung, die eine bessere Welt bauen wollte. Für immer. Voraussetzung: Austilgung gewisser schädlicher Elemente (Bourgeois, Kulaks, Priester, Mönche). Hat 100+ Millionen Menschenleben auf dem Gewissen. Nicht einmal am Sterbebett 1998 zeigte Polpot Reue: Er hätte doch niemanden getötet, hätte nur Abfall der Gesellschaft weggeräumt (1–3 Millionen). Definitionen des Systems: ein Stadium zwischen Kapitalismus und Kapitalismus. Oder: Kommunismus heißt Stacheldraht und Warteteschlange. Kommunisten dürfen heute jedoch nur noch in wenigen Ländern legal morden. Kim Jong-il, Castro: Die Kellermeister, Priklopilis/Fritzl für ganze Nationen. Siehe auch → Kommunisten im Westen vs. Kommunismus.

Kommunisten im Westen vs. Kommunismus: Viele Kommunisten waren und sind wirkliche Idealisten, die eine gerechtere Welt ohne Armut und Kriege kreieren woll(ten). Nun, warum schufen sie, einmal an der Macht, immer nur Hölle? Hatten doch genug Zeit ab 1917! Kommunisten behaupten, dass ihre Wunschvorstellung nicht die Ostblock-Diktaturen sind. Sehr glaubwürdig. Nie haben Kommunisten versucht, ihre düstere Vergangenheit zu bearbeiten oder gegen diese Diktaturen zu protestieren. Hat jemand von euch z.B. eine Commie-Demo gegen das scheußliche Regime von Nord-Korea gesehen? Ich auch nicht. Wäre in ihrem innigsten Interesse: beweisen, dass sie anders denken. Die tschechischen Jungkommunisten lobpreisen das nordkoreanische Regime ganz offen.

Apartheid: War ein sehr übles System in Südafrika. Allgemein bekannt, ist schon seit zwanzig Jahren vorbei. Die Hitler-Gesellschaft war aber auch eine solche, die Ostblock-Gesellschaften auch. Menschen zweier Klassen: die Kommunisten und Nicht-Kommunisten. Ach nein, keine Spezialsitze in den Bussen oder in Kinos. Es ging anders. Materielles: kürzere Wartezeiten auf eine Wohnung (die Kommunisten beschlagnahmten die Häuser und waren die einzigen, die über die Bleiben entscheiden hätten dürfen). Sehr kurze Wartezeit auf ein Auto (nicht die üblichen 5–10 Jahre). Spezialgeschäfte mit westlichen Qualitätswaren (absolut geheim und nur für die vjerschuska, die Big-Wigs, zugänglich). Für die Spitze gab es sogar Top-Krankenhäuser (in Prag SANOPZ, bald nach der Revolution auch für die ArbeiterInnen und BäuerInnen erreichbar). Immaterielles: Kommunisten durften reisen und ihre Kinder durften studieren, und wenn die Kids was angestellt hatten, hieß es – ad acta. Die ArbeiterInnen und BäuerInnen bezahlten den Kommunisten sogar eine kleine Privatarmee: dieV olksmilizen.

Revolution: Viel verwendeter Begriff. Rote Revolution, Braune Revolution usw. Die größte Freiheitsrevolution in der Geschichte der Menschheit? Das Rad, der Buchdruck, der Bagger, das Jahr 1989? Keineswegs. Die Befreiung der Frauen. Länder, in

denen sie seit ca. 150 Jahren durchgeführt wird, gehören zu den freieren und glücklicheren Ländern. Länder, wo Frauen unterdrückt werden, werden immer rückständiger. Hat nämlich auch eine wirtschaftliche Seite: Hälfte des Menschenpotenzials liegt brach. Erst ca. 80 Jahre nach der amerikanischen Revolution wurden die Sklaven befreit, bald danach, 1869, durften auch Frauen in Wyoming Territory (noch kein Staat) zur Urne gehen (→ Wahlrecht).

Wahlrecht: Das freie Wahlrecht für alle wurde in den glücklicheren Ländern ca. 1919 eingeführt, in den Ostblockländern auch, aber später wieder effizient abgeschafft – um wieder eingeführt zu werden, mussten die Menschen bis 1990 warten. Was für Barbaren, könnten wir denken, erst 1990 Wahlrecht?

Schade, dass den Nazis/den Kommunisten usw. das Wahlrecht nicht einfach aberkannt wurde: Für 30 Jahre oder für immer. Diese Menschen hätten doch bewiesen, dass sie mit Demokratie nicht umgehen können – und dass sie, wenn möglich, NSDAP usw. wieder gewählt hätten. So eine Maßnahme tut nicht weh, und wenn ich als ein Ex-Nazi usw. was kann, kann ich es auf dem Markt trotzdem verkaufen. Die demokratischen Parteien haben nach dem Krieg um die Ex-Nazi-Stimmen richtig gehadert. Und die Kommunisten haben nach 1989 zuerst nur ihre eigenen Stimmen erhalten. Bildeten immerhin überall ca. 10% der Bevölkerung.

Town square test: Test, ob ein Land frei ist: Gehe auf den Hauptplatz und sage offen deine Meinung. Wenn du verhaftet wirst, ist das Land unfrei. Entworfen von Natan Sharansky, Sowjetdissident, der neun Jahre im GULag saß – weil er zu offen geredet hatte und nach Israel auswandern wollte.

Internet: Das Freiheitsmedium schlechthin. In den Diktaturen verboten/reglementiert. Hast du mal einen You-Tube link nach China geschickt? Ich schon, aber es war für den Hugo (→ Kapital).

Kapital: Was steckt hinter Internet? Zuerst Pentagon, also US-Steuerzahler, dann Privatkapital. Hinter Hardware, Software, Google, Skype, Facebook, Twitter usw. steckt das böseste vom Kapitalismus: die Investoren, das Risikokapital. Die Heuschrecken, wie sie Müntefering 2004 genannt hatte. In Wirklichkeit ist venture capital “the most catalytic



force in the world economy”. Israel z.B. hievte sich auf die heutige absolute Spitze in der Technologie, erst nachdem dort Privatfinanzen möglich wurden (Netanyahu, ab Anfang der neunziger Jahre). Facebook finanzierten am Anfang die Heuschrecken Accel Partners und Greylock Partners. Danke.

kor

Zitate:

Freedom is a fragile thing and is never more than one generation away from extinction. We didn't pass it on to our children in the bloodstream. It must be fought for, protected, and handed on for them to do the same.
Ronald Reagan, Schauspieler und Präsident, 1961

In dictatorships, you need courage to fight evil; in the free world, you need courage to see the evil.
Natan Sharansky, Dissident, Sträfling, Minister

The unity of freedom has never relied on uniformity of opinion.
John Fitzgerald Kennedy, Präsident

Freedom is never voluntarily given by the oppressor; it must be demanded by the oppressed.
Martin Luther King Jr., Pastor und Bürgerrechtler

History suggests that capitalism is a necessary condition for political freedom. Clearly it is not a sufficient condition.
Milton Friedman, Ökonom

In einer Diktatur kann ein Mensch nicht einmal richtig denken.
Hannah Arendt, Philosophin

Alles ist hier fad, grau, leblos. Das hier ist kein Sozialismus, sondern sein Versagen.
Che Guevara, Arzt, Abenteurer, Mörder (1966 bezahlte ihm das tschechoslowakische Volk einige Wochen Urlaub in der ČSSR – und er schätzte es nicht)

Lektüre:

Natan Sharansky: Fear No Evil. The Classic Memoir of One Man's Triumph Over the Police State. 1988.

Natan Sharansky: The Case for Democracy. The Power of Freedom to Overcome Tyranny and Terror. 2004.
George Gilder: Silicon Israel. www.city-journal.org/2009/19_3_jewish-capitalism.html

Frederick Taylor: The Berlin Wall. 2006.
Übersicht über die Freiheit in der Welt: www.freedomhouse.org





Geschichte von einem, der Schwein gehabt hat.

Eines Tags in grauer Vorzeit, so um 1750, lag unsere Wanze an einer altdeutschen Landstraße und war – o Zufall – eingeschaltet. Was sie dort aufzeichnete, erweist sich heute als wahrer Schatzfund für die vergleichende Mythenforschung, und auch sonst für allerhand.
(Zu Beginn des Bandes hört man den freudig beschwingten Laufschrift des jungen Mannes, den wir mangels genauerer Daten per Arbeitshypothese, auch des Reimes wegen, schlicht „Hans“ nennen.)

Hans: Hei, das war ein guter Tausch! Erst einmal hab’ ich den guten Braten, dann das viele Gänseeschmalz, das herausträufeln wird, das gibt Gänseeschmalzbrot für ein Vierteljahr; und dann die schönen weißen Federn, die laß ich mir in ein Kopfkissen stopfen –
Gans: (stößt ein derart schockiertes „Quak!“ aus, daß Hans sie erschrocken fallen läßt; fällt mit einem vernehmlichen „Pflatsch“ ins Gras am Straßenrand) Keuch. Prust. Aua, mein Bürzell! Ich muß doch sehr bitten.
Hans: Ei der Tausend! Sie kann sprechen, Jungfer Gans? Das hätte ich nicht gedacht. Ich hoffe –
Gans: (klopft sich Staub vom Federkleid; unwillig) Herr Gans, wenn ich bitten darf. Wie Sie sehen können, bin ich ein Ganter. Gans ist nur mein Familienname. Gustav Gans, wenn Sie gestatten. Und was Sie vorhin über mein Schmalz gesagt haben, war gans und gar nicht schmeichelhaft.
Hans: Hol mich dieser und jener! Da hab’ ich mir vor lauter Freude, daß ich das Schwein los war, gar keine Gedanken drüber gemacht, warum die schöne fette – pardon, wohlgenährte Gans mit Gehrock und Gamaschen herumläuft wie ein Dandy.

Gans: Mir scheint, ein bißchen mehr Denken könnte Ihnen überhaupt nicht schaden. Warum waren Sie denn auf einmal so froh, das Schwein los zu sein?
Hans: Weil mir doch der Bauernbursche gesteckt hatte, es wäre dem Dorfschulzen eins aus dem Stall gestohlen worden. Der Metzger hat es mir wohl nur deswegen so gern überlassen, weil es, wie man unter Brüdern sagt, heiße Ware war.
Gans: Jawohl, brennheiße Ware wird es inzwischen sein, weil es nämlich auf einer ländlichen Familienfete lustig überm Feuer schmurgelt! Die Sippe von dem durchtriebenen Bürschen wird sich alle Finger lecken – an einem ganzen Grillschwein, von Blutwurst und Innereien zu schweigen, können sie sich bedeutend länger den Bauch vollschlagen als an dem bißchen Gänsebraten, den sie sonst gekriegt hätten.
Hans: Bißchen Gänsebraten? – Oh! Ich verstehe.
Gans: Ja. Ich habe Glück gehabt. Nicht daß mich das wundert.
Hans: Nein?
Gans: Nein. Ich habe immer Glück. Meine Freunde nennen mich den glücklichen Gustav.
Hans: Immerfort nur Glück? Ja, gibt es das?
Gans: Gewiß! Wenn ich mit einem Ast im Sand stochere, bleibt eine Perlenkette dran hängen, und das just dann, wenn ich auf der Suche nach einem Geburtstagsgeschenk für meine Base Daisy bin. Es funktioniert mit solcher Sicherheit, daß es mich bisweilen langweilt. Als ich einst mit meinem Vetter auf Einhornjagd im Himalaya war, habe ich wochenlang, während er mühsam dem Einhorn hinterherklohm, von Edelsteinen

gelebt, die ich zufällig im Gras fand. Gelebt wie ein Maharadscha, aber es begann seinen Reiz zu verlieren.
Hans: Interessant. Ihre Bekanntschaft zu machen freut mich sehr. Wissen Sie, ich habe in letzter Zeit oft Ursache, über mein Glück nachzudenken, und da würde ich mich nicht ungern mit jemandem unterhalten, der ähnliche Erfahrungen gemacht hat wie ich.
Gans: (kichert) Meinen Sie, Sie haben auch immer Glück? Auch jetzt eben mit dem Schwein?
Hans: Sicher. Zuerst hatte ich Glück, daß mir der Metzger das schöne Schwein für die alte Kuh gegeben hat, und dann, daß ich für das Schwein, das doch vielleicht gestohlen war, die schöne Gans – Verzeihung, Sie wissen schon, wie ich meine –
Gans: Ich weiß vor allem aus sicherer Quelle – immerhin war ich heute vormittag noch im Nachbardorf, mein nicht gans befriedigendes Dasein als Mastgänserich fristend – daß das Schwein des Schulzen inzwischen wiedergefunden wurde und der Dieb bereits im Kotter sitzt. Glück hat vor allem der Bursche gehabt, daß er einem Dummen begegnet ist, der ihm ein Schwein gegen eine Gans eingetauscht hat.
Hans: Na, aber da hatten wir doch alle miteinander Glück! Der Bursche, weil er das Schwein hat, ich, weil ich einen Ganter getroffen habe, mit dem es sich ganz menschlich plaudern läßt, und Sie, weil Sie jetzt nicht gebraten werden. Ein sprechender Gänserich, mit der Nummer verdiene ich auf dem Jahrmarkt ein Vermögen!
Gans: Quak! Ich höre immer „verdienen“ und „Jahrmarkt“. Ich soll doch nicht etwa arbeiten? Nein, nein. Ihretwegen setze ich nicht meine Ehrenmitgliedschaft im „Klub der Nichtstuer“ aufs Spiel.
Hans: Sollte ich zum ersten Mal im Leben Unglück gehabt haben? Erst übertölpelt mich das Bäuerlein, und nun habe ich einen Gänserich am Hals, der sich zu gut ist, für mich zu arbeiten, mir aber gewiß die Ohren vollschwätzen wird, und ein wenig arrogant scheint er mir auch. – Halt, ich weiß! Sie bekommen bei mir freie Kost und Logis, und dafür lassen Sie mich an Ihrem Glück teilhaben! Bei den Talenten, die Sie haben, fällt uns dann beiden das Geld in den Schoß. Und Sie können in Ihren Klub gehen, so oft Sie wollen, und dort nicht tun, was immer Ihnen beliebt.
Gans: Hmhmhm. Das klingt immer noch verdammt nach Arbeit. Und dann – wer weiß, ob es geht. Mein Vetter hat mich einmal an einem kalten Wintertag um etwas Ähnliches gebeten. Da habe ich dann ihm zuliebe – Donald heißt er – auf der Straße meinen Filzhut aufgehalten und heftig gewünscht, es möge eine Million Taler hineinfallen. Ein Scherzbold warf aus dem fünften Stock ein rotglühendes Kreuzerstück herunter, das ein Loch in meinen Hut brannte und durchfiel!
Hans: Herrjemine.
Gans: Allerdings schmolz es unterhalb ein großes Loch in den Schnee, und dort lag zufällig eine verlorene Herrenbrieftasche, prall gefüllt mit großen Scheinen. Mit dem Finderlohn war Donald und mir geholfen.
Hans: So war doch alles in Butter!
Gans: Besser als in Schmalz – aber ich erzähle Ihnen das, um klarzustellen, daß Glück komplexer

ist, als es den Anschein hat. Erst mußte ein Herr Pech haben und seine Börse verlieren, dann mußte Donald in arge Geldnöte geraten, dann mußte ich mich beim Wünschen – ächz! – doch etwas anstrengen, abgesehen von dem Loch im Hut; und erst dann hatten wir alle wieder Glück, auch der Herr, der seine Brieftasche wiederbekam; und der mußte noch recht viel Finderlohn zahlen.
Hans: Dann ist Glück eine Frage der Perspektive?
Gans: Ja; man muß immer fragen, wessen Glück. Werfen Sie noch einen kritischen Blick auf unsere Lage! So recht Glück hatte eigentlich nur der Bauernbursch und seine Sippe. Wir zwei, wir hängen hier an der Landstraße rum und wissen nicht, wie es mit uns weitergeht. Zu schweigen davon, was für Pech das Schwein hatte!
Hans: Ja. Aber trotz dieser ambivalenten Lage nennen Sie sich den glücklichen Gustav?
Gans: Und Sie nennen sich – ich weiß nicht wie, aber Glück kommt bestimmt drin vor. Wir beide definieren uns als Glückspilze, obwohl die Ereignisse auf uns ebenso unberechenbar zukommen wie auf Donald und alle anderen.
Hans: Wie, meinen Sie, kommen wir zu dieser Haltung?
Gans: Bei mir ist es schlicht Gewohnheit. Ich kenne nichts anderes als das Glückhaben; ich bin geradezu vom Glück gezeichnet, so als hätte mich einer zu nichts anderem erfunden. Es liegt in meiner Familie. Einer meiner Ahnen, ein Militarist, hieß sogar General Glückspilz Gans. Sehen Sie, mein Manschettenknopf trägt sein Monogramm: GGG.
Hans: Da überkommt’s mich biederer Handwerkersproß wie Grauen, Gruseln und Gänsehaut.
Gans: Sorgen Sie sich nicht! Das sähe Ihnen gar nicht ähnlich. Sehen Sie, wir beide haben immer Glück, was auch geschieht. Aber unsere Haltungen sind letztlich grundverschieden. Sie mit Ihrem glücklichen Naturell nehmen alles an, was Ihnen gegeben wird, und nennen es im nachhinein Glück. Mein Glück besteht in der Erwartungshaltung: Ich weiß auch nicht, was passieren wird, aber ich weiß von vornherein, daß es Glück sein wird.
Hans: Sie wissen, daß Sie aus dieser Lage gut herauskommen werden? Ich könnte Sie ja noch immer zum Braten degradieren.
Gans: Ich werde Glück haben.
Hans: Und wird Ihr Glück – verhüt’s der Himmel! – mein Unglück sein?
Gans: Warten Sie nicht auf den Himmel – tun Sie etwas dagegen! Immerhin leben Sie in einer Zeit, „in der das Wünschen noch mächtig war“. Wünschen Sie! Sie sind das Arbeiten eher gewohnt als ich. (Stille.)
Barks: Die Herren verzeihen? Ich sitze schon eine ganze Weile da hinter dem Baum und lausche Ihrem Gespräch mit großer Anteilnahme. Mein Name ist Barks – Bruder Karl Fürchtgettott Barks. Demnächst gedenke ich mich mit meinen Glaubensbrüdern und -schwestern nach der Neuen Welt einzuschiffen, da sich in Deutschland – leider, leider! – kein aufrecht christliches Leben mehr führen läßt, im Gegensatz zu Pennsylvanien. Aber die Vorsehung hat Sie noch rechtzeitig meine Wege kreuzen lassen.
Gans: (leise) Vorsehung ist ein anderes Wort für Glück, glaube ich.
Barks: Ich suchte nach einem weisen Begleiter, der mir, meinen Kindern, Enkeln, Nichten und meinem Großneffen, der Karl heißt wie ich, auf der langen Überfahrt Geschichten aus der weiten Welt erzählt; nicht so sehr zum Zeitvertreib, sondern daß sie lernen, wie ungewiß das Weltleben und wie schwer Gut von Böse, ja Glück von Unglück zu unterscheiden ist. Nun

ist unsereins kaum einmal über die Fluren seines Heimatdorfs hinausgekommen, aber Sie, Herr Gans, kennen die Welt! Ich bin überzeugt: Was Sie zu erzählen wissen, wird noch meine Ur-, ja Ururenkelkinder begeistern und auf den rechten Weg führen! Die Abenteuer des Ganters Gustav. Sie dürfen es mir und sich nicht abschlagen, Sie dürfen einfach nicht! – Junger Herr, würden Sie mir wohl die Liebe tun und sich Ihres geschnäbelten Weggenossen entäußern? Als karge Vergütung überlasse ich Ihnen gern diesen pfundschweren Goldklumpen, der mir auf der Fahrt, wie alles weltliche Gut, nur hinderlich wäre.
Hans: Hei, das war der beste Tausch aller Zeiten! Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne! Auf Wiedersehen, Herr Gans und Herr Barks! (Man hört ihn fortlaufen.)
Barks: Selig die Armen im Geiste. – Oh, und Herr Gans, Sie werden drüben einen englischen Namen brauchen. Wie wär’s mit Gladstone?
Gans: Yeah, mister! My name is Gladstone. Gladstone Gander! (Er lacht laut. Man hört ein Geräusch, als ob ein Schwein, einen Strick hinter sich herschleifend, um sein Leben galoppiere. Die Stimme eines Bauernburschen nähert sich von weitem.)
Bursche: Haltet das Schwein! Zum Gottseibeius nochmal, haltet das Schwein! Potz Pest und Donnerschlag, da rennt unser Festtagsbraten! (Seufzt.) Ich fürchte sehr, das Schwein hab’ ich – gehabt.

caru

Unbezahltes Inserat

Bücherbörse im NIG

Öffnungszeiten
(während des Semesters)

Mo	12 bis 19 Uhr
Di	11 bis 19 Uhr
Mi	11 bis 17 Uhr
Do	11 bis 18 Uhr
Fr	11 bis 17 Uhr

NIG, 1., Universitätsstraße 7, Erdgeschoss
Telefon: 01/4277-19506
buecherboerse@oeh.univie.ac.at
www.univie.ac.at/buecherboerse

So funktioniert die Bücherbörse

Die Bücherbörse im NIG ist die Literaturzentrale der Studierenden, ein Umschlagplatz für Bücher & Texte aus den geistes-, kultur, human- und sozialwissenschaftlichen Fächern – immer weit unter dem Ladenpreis. Bücher, die du nicht mehr brauchst, kannst du in der Bücherbörse in Kommission geben. Unbürokratisch und nicht gewinnorientiert vermittelt die Bücherbörse zwischen Verkäuferinnen und KäuferInnen. Hier findest du Bücher fürs Studium und immer wieder auch richtige Schätze: vergriffene Titel, Standardwerke, die lange nicht aufgelegt wurden, Kuriositäten, Raritäten, Entdeckungen und Schnäppchen (z.B. aktuelle Skripten zum Halbpriest). Das Leben ist zu kurz um schlechte Bücher zu lesen!

GLÜCK AUS DER APOTHEKE

Hast du die Krise? Wir haben die Lösung! Wie das Leben krank macht und warum uns die „Tabletten gegen Liebeskummer“ davon heilen.

„Liebeskummer“? „Vereinsamung, Alleine-Sein“? „Der Ehemann verlässt seine Frau, die Freundin ihren Partner, die Kinder das Elternhaus, der geliebte Begleiter stirbt“? Alles kein Problem: „Wenn Du Liebeskummer hast oder alleine bist ... AMOREX® – Frag’ deinen Apotheker.“ Selbst über Heimweh oder den „Tod eines geliebten Tierchens, welches vor allem für ältere Menschen oft der einzige Begleiter war“, verspricht das Medikament hinweg zu helfen – ein veritables Glück aus der Apotheke also. Ob sich dieses auf kleiner, behaglich dahinfunkeln-der Sparflamme oder den lodernden Fackeln des sich im Exzess verzehrenden Glücksrausches offenbart, ist dem Autor dieser Zeilen nicht bekannt. Die Dosierung – morgens und abends eine Tablette unzerkaut mit Wasser einzunehmen, zwecks Stabilisierung „mindestens 10 Tage über die Situation hinaus“, gerne auch dauerhaft – lässt jedoch eher Ersteres vermuten. Ein schlechter Scherz einer die Satire schon im Untertitel tragenden Zeitschrift? Nein, nachzulesen auf www.amorex.at – auch der/die ApothekerIn Ihres Vertrauens informiert Sie bestimmt gerne. Visuell umgesetzt sieht das Ganze dann etwa so aus: Ein junges, in grau getauchtes Comic-Mädchen vergießt eine bittere Träne – ob wegen „Liebeskummer“, „Vereinsamung, Alleine-Sein“ oder „Tod eines geliebten Tierchens“ oder all dem zusammen, wissen wir nicht – bis es von einer ‚smarten‘, ‚toughen‘ ‚Power‘-Kollegin angestoßen wird, deren Entschlossenheit signalisiert: „Ich habe mein Leben im Griff, ich bin total glück-

lich und ausgeglichen, ich kann dir helfen“. Ist es Zufall, dass die Tabletenschachtel in ihrer Hand die graue Szenerie farbig überstrahlt? Nein, es ist das Glück aus der Apotheke, das sogar die Comic-Tristesse in bunte Farben taucht: „Wenn Du Liebeskummer hast oder alleine bist ... AMOREX® – Frag’ deinen Apotheker“ (<http://www.amorex.at/story.html>, kürzlich auch auf den so genannten Info-Screens in den Stationen der Wiener Linien zu sehen gewesen). Der Teddybär und das Pferdepoter im zuerst grauen, dann kunterbunten Teenager-Zimmer sind wohl auch nicht ganz zufällig dort platziert, obwohl Trennungsschmerz, Liebesleid und Einsamkeit wahrscheinlich nicht ausschließ-lich sich bei Mädchen im ‚Teenie‘-Alter einstellen-de Phänomene sind. Aber viele Menschen würden vielleicht eher zu „Alkohol, Medikamenten oder sogar Drogen“ greifen, um ihren Schmerz zu betäuben (wovor auf der Homepage unter dem Punkt „Abhängigkeits-Risiken“ ausdrücklich gewarnt wird). Und die Pensionistin, deren schnuckeliger, verständnisvoller Waldi (oder der Pensionist, des- sen langjähriger, treuer Weggefährte Hasso) die über lange Jahre anvertrauten Geheimnisse seines Frauerls/Herrchens mit ins Grab nimmt, würde nicht unbedingt 18,70 Euro für 20 Stück „Tablet-ten gegen Liebeskummer“ ausgeben – auch wenn sie „für jedes Lebensalter“ empfohlen werden und bereits „für Kinder ab 14 Jahren geeignet“ sind. Bei täglich zweimaliger Einnahme – unzerkaut –, zwecks „Stabilisierung mindestens 10 Tage über

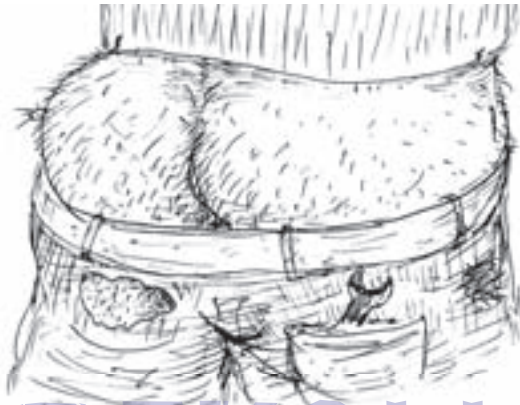
die Situation hinaus, bei Bedarf auch über lange Zeiträume bzw. dauernd ...“, ergibt das nach Adam Riese wahrscheinlich schon ein einigermaßen an- ständiges Sümmchen. Noch dazu, wo Situationen wie die von AMOREX® beschriebenen so natürlich sind, dass sie jeder und jedem von uns im Leben nicht nur einmal, sondern vielleicht sogar relativ häufig widerfahren werden. Was nun wiederum Hassos Herrl wahrscheinlich eher bewusst ist als dem tränenvergießenden Mädchen im grauen Co- mic-Kinderzimmer. Das zugrunde liegende Strick- muster – „Du bist unglücklich, weil Dir XY fehlt, und alles, was Du tun musst, ist, zugegebenerma- ßen viel Geld ausgeben, um wieder glücklich zu sein“ – ist nicht neu. Bedürfnisse und Sehnsüchte,

die wir unter Umständen gar nicht haben, zu we- cken oder so vehement ins Bewusstsein zu rufen, dass sie nur durch einen womöglich unmittelbar erfolgenden Kaufakt befriedigt werden können, ist schließlich Wesen und goldene Regel erfolgreicher Werbung, und das schon seit Jahrtausenden. Das mag zwar deprimierend sein – aber immerhin weiß ich jetzt, wie ich meinen Kummer darüber ohne „Alkohol, Medikamente oder sogar Drogen“ bekämpfe. Fragen auch Sie den/die ApothekerIn Ihres Vertrauens!

mo

Verwendete Zitate sämtlich von www.amorex.at.

FRAGEN AN DIE GLÜCKSFEE



Zwischenmenschliche Enthüllungen
Der Traumpartner

Mögen wir uns vorübergehend in einen verträumten Zustand begeben, welcher von der Hoffnung genährt wird, dass Amor für jede_n von uns irgendwo da draußen den perfekten Traumpartner als Zielscheibe auserwählt. Nun sollten wir alles daransetzen, unsere Vorhersehung ausfindig zu machen. Bedauerlicherweise dürfte die Sache allerdings den Haken haben, dass uns Amor die Suche nicht abnimmt (sonst würde es wohl keine Scheidungen geben). Dabei stellt sich die Frage, ob die Suche überhaupt Sinn macht. Theoretisch könnte ja *irgendwer* von nahezu sieben Milliarden Artgenossen für eine Einzelperson bestimmt sein (bzw. etwa dreieinhalb Milliarden Menschen, sofern man die Heteronormativität berücksichtigt). Die Wahrscheinlichkeit, dass sich die oder der Auserwählte unter den Personen befindet, welchen man im Laufe eines Lebens begegnet (von Flirten kann dabei noch keine Rede sein), dürfte sich selbst für die Kommunikationsfreudigsten unter uns nur denkbar knapp über Null ansiedeln. Die Statistik scheint also nicht unbedingt zu grenzenlosem Optimismus anzuregen. Dieser zum Trotz ist es aber gerade die Scheidungsrate, die uns optimistisch stimmen sollte: Fast die Hälfte aller Ehepaare lassen sich später wieder scheiden – anders betrachtet bleibt allerdings mehr als die Hälfte der Ehen aufrecht, und das ist angesichts der oben ermittelten Unwahrscheinlichkeit doch beachtlich! Womöglich hat also Amor doch einen Sinn für Gerechtigkeit. Und wenn nicht, dann kann er uns zumindest das Träumen nicht verbieten.

pro

Der Bagger hat auch diesmal weder Kosten noch Mühen gescheut und bei seiner Recherche eine tatsächlich echte Glücksfee ausgegraben. Millionen ÖsterreicherInnen hängen jeden Mittwoch und Sonntag an Karin Klippls Lippen: Sie moderiert die Lotto-Ziehung im ORF. Vermutlich polarisiert sie wie keine Zweite im Vorabendprogramm – die kolportierten Publikumsreaktionen reichen von „juhu“ bis zu „so a schas, wieda nix“.

1. Der Bagger: Sind Sie ein Glückspilz?
Karin Klippel: Ja.

2. Was bedeutet Glück für Sie?

Im Jetzt leben, positiv denken, frei sein, erfolgreich sein, geliebt werden, meine Kinder aufwachsen sehen.

3. Sind Sie glücklich mit Ihrem Beruf als „Glücksfee“? Was würde Sie beruflich sonst noch reizen?

Ja, ich bin glücklich mit diesem Beruf! Sonst würde ich etwas Anderes machen! Mich reizt noch sehr viel: Ich bin selbständige Vertriebspartnerin in einem Unternehmen, das biologische Nahrungsergänzung und Frischekosmetik herstellt, habe ein Team von fast 50 Mitarbeitern; schreibe gerade an einer Kinderbuchreihe, das Erste erscheint im März; und als alleinerziehende Mutter von 2 Kindern hab ich auch einiges zu tun!

4. Spielen Sie Lotto?

Wenn Nein, warum nicht?

Wenn Ja – mit Joker?

Nein, ich arbeite lieber – da kann ich mein Einkommen fix planen. Ich sehe die Ziehung als meinen Beruf, den ich professionell und konzentriert machen möchte, ohne währenddessen auf meine Zahlen zu hoffen!

5. Wollen Sie uns Ihren Glückstag verraten?

Mein Glückstag ist mein Geburtstag, der 17.3. – wäre ich nicht geboren, könnte ich nicht dieses tolle Leben führen! So ein Glück, dass ich da bin.

6. Welche Risiken lohnt es sich einzugehen?

Das Risiko einen Fehler zu machen, das Risiko in der Liebe verletzt zu werden. Daraus kann man wachsen und lernen. Das ist das Leben.

7. Tipps für ein glückliches Leben?

Jeder ist seines Glückes Schmied! Nicht erwarten, von jemandem glücklich gemacht zu werden!

8. Sonstige Gedanken zum Thema „Glück“?

Millionen Menschen wünschen sich nichts sehnlicher, als einmal im Lotto den Jackpot zu knacken, um dadurch – so der Glaube – ein glückliches und sorgenfreies Leben zu führen. Doch zum einen ist das nur ganz wenigen Menschen beschieden, und zum anderen sind die Glücksgefühle, die ein solcher Supergewinn auslöst, nur von kurzer Dauer. Im Gegensatz dazu gibt es den „Jackpot des Lebens“. Ihn kann jeder gewinnen, der bereit dazu ist, aktiv etwas dafür zu tun, damit er zu den sechs Richtigen gelangt, nämlich zu: Gesundheit, Identität, Liebe, Zeit, Berufung und Geist.

Wer gesund ist, geliebt wird und lieben kann, wer geistig rege ist, über seine Lebenszeit selbst verfügen und seiner Berufung folgen kann sowie seine eigene Identität gefunden hat, ist reicher als jeder Multimillionär sein kann. Denn keine dieser 6 Richtigen kann mit Geld erworben werden. Alle sind sie unbezahlbar, und deshalb wird jemand, der sie erreicht hat, keinen anderen Menschen auf dieser Welt mehr beneiden.

Interview: mo

Homepage:
www.frischesglueck.at



SECHS. RICHTIGE FÜR DEPPEN

Wie heißt's im Lotto? Alles ist möglich – fix ist nur, dass der Zufall regiert. Deshalb wird es Zeit, ihm das Zepter aus der Hand zu reißen.

Sie haben zumindest ein Mal ihr Glück im Lotto versucht? Falls Ihnen das Glück auch hold war, gratuliere ich Ihnen von Herzen, Sie haben es sicher verdient. Ansonsten sollten Sie den Kopf nicht hängen lassen. Sie haben nämlich nicht nur zum *großen* Glück *einiger* anderer, sondern auch zum *kleinen* Glück *vieler* anderer beigetragen – mit der Entrichtung der so genannten „Deppensteuer“ konnten Sie einen nicht unbedeutenden Beitrag zum Wohle der Gesellschaft leisten (nachdem sich zunächst der Finanzminister über etwa ein Viertel des Wetteinsatzes freuen durfte). Selbst hartgesottene Egoist_innen dürfen sich demnach freuen, da diese ja wiederum selbst in den Genuss der Deppensteuer kommen. Nicht vergessen: Wir bekommen unter anderem hochwertigen Schulunterricht, pfeilschnelle Eurofighter, eine Weltklasseuni sowie obendrein eine bequeme soziale Hängematte. Doch damit nicht genug: Drei Prozent des Wetteinsatzes werden per Gesetz der Sportförderung gewidmet und prägen somit indirekt den österreichischen Nationalstolz.

Wohin nur mit dem Kreuzchen?

Da es bei besagtem Spielchen nur Gewinner_innen zu geben scheint, braucht man sich anscheinend keine Sorgen darüber machen, wie man den Lottoschein mit Kreuzchen bemalen sollte. Andererseits liegt der Reiz des Spieles auch nicht unbedingt darin, die *falschen* Zahlen anzukreuzen, weshalb wir das mit der Nächstenliebe einmal getrost beiseite lassen wollen. Eine kleine Anleitung zum Auffinden der *richtigen* Zahlen findet man beispielsweise auf der Homepage der österreichischen Lotterien (www.win2day.at), wo Ziehungshäufigkeiten der 45 Zahlen aufgelistet werden. Damit können Gerechtigkeitsfanatiker_innen solchen Zahlen eher eine Chance geben, die bisher vernachlässigt wurden (ganz besonders die „33“, die seit der ersten Ziehung nur 258 mal gezogen wurde) bzw. seit Längerem auf sich warten lassen; andererseits könnte man aber aus der Häufigkeitsverteilung auch schließen, dass einige Zahlen in der Ziehungstrommel besser nach unten rutschen und dadurch häufiger gezogen werden (klar voran liegt die „39“ mit 332 Ziehungen). Aber keine Sorge, denn darüber hinaus bietet der freie Markt Entscheidungshilfen, welche spezielle

Zahlenmystiken und astrologische Konstellationen berücksichtigen. Wussten Sie etwa, dass die „45“ bisher ca. dreimal so häufig bei Sonnenstand im „Stier“ als im Sternbild „Fische“ gezogen wurde? Geizen Sie also bloß nicht – den Preis für einschlägige Berechnungssoftware haben Sie locker mit ein paar lächerlichen „Vierern“ herinnen.

Vorsicht, Gewinnfalle!

Falls Sie vor lauter Vorfreude auf den Geldsegen bereits Lottoschein und Kugelschreiber gezückt haben, sollten: Obacht! Es könnte nämlich eine böse Überraschung auf Sie warten. Stellen Sie sich vor, Sie ermitteln mit Hilfe von Astrologie und Ziehungsstatistik den perfekten Lottotipp und verfolgen im Fernsehen, wie im Handumdrehen ein Dagobert Duck aus Ihnen wird. Das kostet Sie natürlich nicht einmal ein Achselzucken, haben Sie doch bereits eine Megaparty organisiert und Uwe Scheuch eine fette Parteispende für eine 10er-Packung Staatsbürgerschaften versprochen. Doch jetzt kommt die Hiobsbotschaft: Unglücklicherweise haben 20000 Mitstreiter_innen ebenso die Gewinnzahlen 6, 11, 16, 21, 26 und 31 angekreuzt, weshalb Ihnen Adam Riese bei einem mit vier Millionen Euro dotierten Lottosechser eine lächerliche Gewinnsumme von 200 Euro beschert! Auch wenn Sie das vielleicht für unmöglich halten – die erwähnte Ziffernfolge bildet am Lottoschein die Diagonale von rechts oben nach links unten und wurde laut einer Untersuchung mehr als 24000 mal bei einer Runde angekreuzt. Na, wie heißt's im Lotto?

Gefahr erkannt – Gefahr gebannt

Wenn Sie sich nicht mit minderwertigen Gewinnsummen zufrieden geben oder etwa dem Land Kärnten weiterhin zu einer wohlverdienten (äh, gewählten) Regierung verhelfen möchten, dann sollten Sie sich folgende Optimierungstipps zu Herzen nehmen. Erstens Finger weg vom Geburtstag! Sie sind bestimmt nicht der oder die Einzige mit dieser Idee. Scheuen Sie auch alle Arten bestimmter Muster wie Diagonalen, waag- und senkrechte Reihen usw. Das mag zwar schön aussehen, aber reich *und* schön können Sie sich mit Sicherheit abschminken! Ihre Mitmenschen tendieren nämlich ebenso

dazu, Formen und Muster in die Welt des Zufalls hineinzuinterpretieren. Das mag zwar recht nützlich sein, um sich in der Welt zurechtzufinden, allerdings übertreiben wir damit maßlos! Der Psychologe James Rotton berichtete etwa von der Idee eines Statistikprofessors, einem Börsenfachmann ein fingiertes Diagramm zu zeigen, welches anhand von Münzwürfen erstellt wurde. Wen wundern da noch Wirtschaftskrisen, wenn solche Börsenheinis daraufhin erwidern: „Wir müssen sofort kaufen! Dieses Muster ist ein Klassiker!“ Um aber nun Krisen wie diesen mit einem müden Achselzucken begegnen zu können, sucht man sich am besten Ziffern vom Rand des Tippfeldes aus, diese werden nämlich sonderbarerweise gemieden. Und der letzte Tipp ist gänzlich unmenschlich, aber gerade deswegen wirkungsvoll: der Quicktipp!

Seine heilige Majestät, der Zufall

Damit kommen wir zum ureigensten Prinzip der Lottoziehung zurück. Diese ist nämlich gemäß dem „Zufallsprinzip“ konzipiert und unterliegt damit einzig und allein dem Gesetz der Gesetzlosigkeit (wenn man den österreichischen Lotterien Glauben schenkt). Dummerweise sind vor diesem Gesetz alle Kugeln gleich, und damit auch alle 8145060 Möglichkeiten, sechs Zahlen aus 45 auszuwählen, gleich wahrscheinlich. Aber wir erinnern uns doch noch dunkel daran, dass manche Zahlen anscheinend etwas gleicher sind und obendrein die Sterne ein Wörtchen mitzureden haben (Madame Crystal singt Ihnen sicher gerne ein Liedchen davon vor). Also wie jetzt?

Zum einen können wir die Frage stellen, warum Gerda Rogers und Konsorten noch immer geregelten Tätigkeiten nachgehen, anstatt allwöchentlich zwei Sechser einzuheimsen. Andererseits kann ein Vorgang gar nicht zufällig genug sein, als dass Menschen nicht glauben, ihn doch kontrollieren zu können („Diesmal kommt mein Geburtstag, ich spür's im Urin!“). Die so genannte „Kontrollillusion“ führt beispielsweise dazu, dass Würfelspieler_innen stärker werfen, wenn sie Sechsen benötigen, und dementsprechend sanfter, wenn die Eins kommen soll. Aber wer kontrolliert jetzt das Geschehen bei der Lottoziehung wirklich? Der Zufall? Die Mathematik? Die Sterne? Oder etwa Gott?

Keine Macht für niemand

Probieren wir es mal mit Physik (keine Sorge, der Artikel ist in Kürze zu Ende). Nehmen wir an, dass wir zu Beginn einer Ziehung sowohl Lage und Richtung aller 45 Kugeln kennen. Zusätzlich kennen wir alle Parameter des Luftgebläses, das die Kugeln durchmischt, nämlich im Optimalfall Ort und Geschwindigkeit eines jeden Luftmoleküls sowie alle wirkenden Kräfte. Dann noch spielerisch Differentialgleichungen lösen, und schon haben wir wieder das Sagen! Nur produzieren auch die Einsteins keine Sechser am Fließband. Ganz im Gegenteil, denn – abgesehen davon, dass uns die Berechnungen, gelinde gesagt, Schwierigkeiten bescheren würden – seit Anbeginn von Chaosforschung und Quantentheorie hat es sich der Zufall auch in der Physik bequem gemacht. Diejenigen, deren tägliches Brot Begriffe wie „Unschärferelation“ und „Nichtlinearität“ sind, wissen Bescheid. Falls Sie sich nicht angesprochen fühlen, dann kann Ihnen das aber eigentlich auch egal sein. Zufall hin oder her, um sich die Arbeit zu ersparen, zahlt es sich eher aus, die marginale Gewinnaussicht in Kauf zu nehmen und, ohne lange zu überlegen, die Steuer der Deppen zu entrichten und einfach auf das große Glück zu hoffen. Oder man gibt das Geld überhaupt gleich sinnvoller aus und kauft sich einen Schlecker.

pro

Quellen und Weiterführendes:

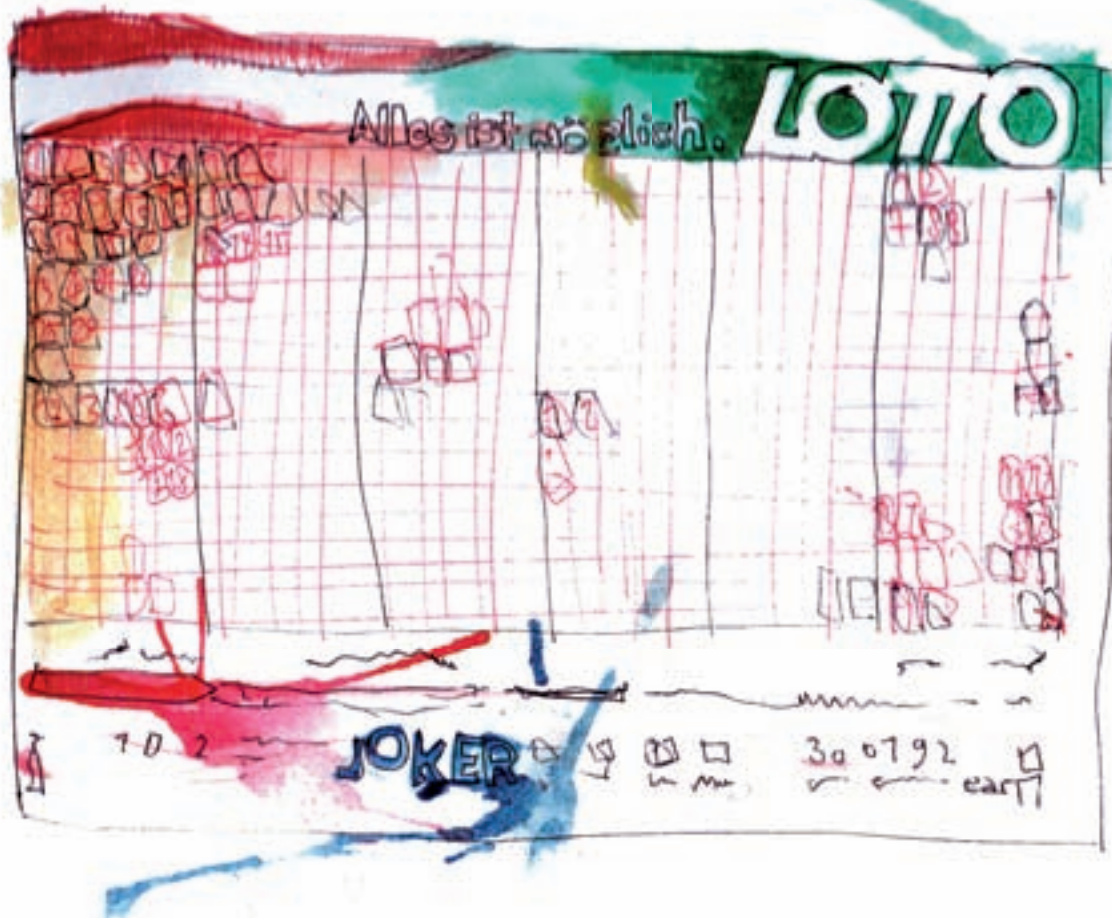
Ein Artikel zum Thema Wahrscheinlichkeitsrechnung (mit Bezug auf Lotto) aus der Reihe „Unsinn in den Medien – Vom allzu sorglosen Umgang mit Daten“ des Instituts für angewandte Statistik der Uni Linz findet sich unter www.ifas.jku.at/e3456/e3533/e3536/files3539/wahrscheinlichkeitsrechnung3.pdf

Ziehungsstatistiken, Astrologisches und vieles mehr, was zum schnellen Reichtum verhelfen soll, beinhaltet die Internetseite www.6richtige.at

Eine interessante und informative Lektüre für solche, die es ein bisschen mathematischer haben möchten, bietet „Das Ziegenproblem. Denken in Wahrscheinlichkeiten“ von Gero von Randow (Rowohlt 1992).



Gratisinserat für die krisengeschüttelte Konkurrenz



DIE ELIXIERE DES MONSTRADABUS

Wie man jedes Detail der Weltgeschichte vorhersagt.

Wenn Prophezeiungen tatsächlich eintreffen, hat das manchmal mit Glück zu tun. Zum Beispiel errechneten seit 1990 an jedem Silvesterabend ein paar Astrologen, Papst Johannes Paul II. werde im kommenden Jahr sterben. Die es für 2005 taten, hatten Glück, alle davor Pech. Zum Glück gibt es einige Strategien, um solches Pech zu vermeiden. Strategie Nr. 1: Man prophezeit ein Ereignis, das viel wahrscheinlicher ist, als das Publikum annimmt. Wenn Ihr Wünschelrutengänger verkündet „Hier werden Sie in 10–20 Meter Tiefe auf Wasser stoßen“, hat er fast an jedem Punkt der Erde recht; 17 Meter weiter links auch, aber das sagt er Ihnen nicht. (Grundwasser steht nämlich großflächig unter dem Erdrreich, und die berüchtigten Wasseradern gibt es gar nicht.) Sicherer ist Strategie 2: Man manipuliert das Ereignis so, daß es zur Vorhersage paßt. Oder woher weiß der Hütchenspieler im voraus, daß er die nächste Runde auch gewinnen wird? (Zum Hütchenspiel siehe Bagger 4/2008, Thema „Lüge“.) In manchen Fällen – Erdbeben oder Fußball-WM – geht das aber nicht. Dann hilft Strategie 3: Man wartet das Ereignis ab und prophezeit es nachträglich.

Das Auge des Sehers

Trick 3 (genannt „vaticinatio ex eventu“) war in Antike und Altertum höchst verbreitet. Beliebige Monarchen wurde einst das Ende ihrer Dynastie geweissagt – die Berichte darüber finden sich immer erst in den Annalen der Nachfolgedynastie. Aber noch um 1920, und dann wieder 1950, fabelte man in Bayern vom „Mühlhiasl“, dem Müller und Waldschrat, der schon gegen 1760 einen oder beide Weltkriege vorausgeahnt hatte. Professioneller ist Variante 3a: Man schreibt die Vorhersage im Geheimen nieder und adaptiert sie nach

dem Ereignis, gerne unter Anwendung modernster Technologien. Der britische Starmagier Derren Brown notierte am 11. September 2009 vor laufender Kamera, Sekunden vor der Ziehung, sechs Lottozahlen – und nachher waren es die richtigen. (Alle Zauberer, die kein Fernsehstudio zuhause haben, beneiden ihn um den Trick.) Eng wird es, wenn man die Vorhersage wirklich vorher aussprechen muß. In den 1950ern mußte der niederländische Hellseher Gérard Croiset bei den berühmten „Platz-Tests“ die Personen beschreiben, die Wochen später auf bestimmten Plätzen im Auditorium sitzen würden; die Platznummern wurden verlost. Seine Strategie war der Mann, der ihn testete: der Parapsychologe Wilhelm Tenhaeff. Er publizierte nur staunenswerte Übereinstimmungen, wenn sie vorkamen, und lag Croisets vages Gefasel meilenweit daneben, vergaß er es einfach. Strategie Nr. 4 des erfolgreichen Sehers ist der Filter im Gehirn des interpretierenden Publikums. Das schärfste Auge des Propheten sitzt im Kopf dessen, der an ihn glaubt.

Nostradamus Superstar

Unbestrittener Meister der Strategie 4, und das seit bald 500 Jahren, ist Michel de Nôtre dame (1503–

1566), latinisiert: Nostradamus. Unbeirrt vom Wandel der Zeiten füllt er die Esoterikregale der Buchläden – im Gegensatz zu anderen (z. B. Rudolf Steiner) nicht mit Selbstverfaßtem, sondern mit Werken seiner Ausleger. Manche versenken sich ein ganzes Forscherleben lang in die Prophezeiungen ihres Stars, des „Königs der Sterndeuter“. Maître Michel, wie ihn seine Mitbürger nannten, war Apotheker in der Provence. Er stammte aus St. Rémy, hatte in Montpellier etwas Medizin studiert, machte eine Apotheke in Agen auf; nach Streitigkeiten mit seinem dortigen Freund, dem Humanisten Julius Cäsar Scaliger, zog er in das Städtchen Salon. Sein lateinischer Name („Nostra damus“) läßt sich verstehen als „wir geben Nostren“, d. h. wir verkaufen Arzneien aus eigener Herstellung. Gerüchte, er sei Arzt gewesen und habe ein Mittel gegen die damals wütende Lungenpest entdeckt, stammen aus einer posthumen Pseudobiographie, verbreitet von seinem kunstbegabten Sohn César (geboren 1553) und seinem schwärmerischen Assistenten Jean-Aimé Chavigny. Er schrieb ein Kochbuch mit dem Titel *Excellent et moult utile opuscul*e (auch genannt *Traité des fardemens et des confitures*); darin stehen Rezepte für Parfüms, Kosmetika und eingemachte Früchte – von kandierten Orangenschalen bis zu Quittengelee und leckerem Kirschkompott. Ab 1550 gab er, weil es Mode wurde, „Almanache“ heraus: Kalender fürs kommende Jahr, mit Wettervorhersagen und eher vagen Prophezeiungen über Politik und sonstiges, angeblich auf astrologischer Basis; Ähnliches können Sie heute noch in jeder Trafik kaufen. Der Nostradamuskenner Peter Lemesurier hat Michels Prognosen mit zeitgenössischen Wetteraufzeichnungen verglichen: Sie stimmten fast nie.

Zenturien

Ab 1555 erschienen – außer dem Kochbuch mit dem Kirschkompott – bei einem Lyoner Verleger Nostradamus’ *Prophéties*: zehn Bücher mit gereimten Vierzeilern (Quatrains), später *Centuries* genannt, weil sie je 100 Strophen haben. Diese Prophezeiungen stimmen immer. Sie weissagen Gegenreformation, Kommunismus, Atombomben, Golfkrieg, Obama und das Erdbeben in Haiti. Die spektakulärsten Prognosen betreffen allerdings immer Zeiten, in denen der jeweilige Ausleger längst tot sein wird; je nach politischem Gusto und optim- oder pessimystischer Veranlagung herrscht dann Orwellsche Schreckensherrschaft oder ein friedlicher Weltmonarch. Wie können überhaupt knapp 1100 Strophen (Zenturie VII ist unvollständig, dafür kursieren noch etliche Zusatzverslein) für alle Ereignisse von 1555 bis Unendlich ausreichen? Manche Interpreten verbrauchen schon für die Schlachten des Ersten Weltkriegs an die dreißig. Eine Strophe reicht gut für ein ganzes Jahr, wenn man die Worte in Raster einträgt und nach „magischen“ Verfahren durcheinanderwürfelt – man kann einen „Nostradamus-Kalender für 2010“ nach diesem Prinzip kaufen – oder alles für ewig,

wenn man mit computergestützten Auszählverfahren à la „Bibel-Code“ darüber herfällt („lies jeden 37. Buchstaben – dann steht da QVI LIT CELA EST BETE“). Es geht aber auch ohne das. In seiner Dicht-Wut („fureur poétique“ nennt er sie in einem Brief an seinen König) hat Michel solch verbalen Nebel gereimt, daß man konkrete Gestalten darin nur so entdecken kann wie in den Wolken am Himmel. Sein Französisch mit holpriger Syntax und auf alles und nichts beziehbaren Nebensätzen war schon für Zeitgenossen mühsam, dazu flocht er absichtlich lateinische, griechische, provenzalische und italienische Wörter ein (wenn auch nicht hebräische und gar jiddische, wie man ihm seines jüdischen Großvaters wegen nachsagt), ab und zu auch kryptische Abkürzungen wie D.M. (VIII 66) – das heißt natürlich Duce Mussolini. Oder Deutsche Mark? Depeche Mode?

Napoleon, Luftballon

Schlauköpfe haben vorgeschlagen, Nostradamus’ Verse könnten sich auf seine eigene Zeit und Umgebung beziehen – kritische Blicke auf politisches Geschehen oder lyrische Betrachtung der Lebenswelt. Aber daraus wird nichts. „Pau, Nay, Loron“ (VIII 1) sind nicht drei Orte in Südfrankreich, sondern eine Verschlüsselung von „Napoleon“. „Mont Gaulsier“ und „Sext. mansol“ (V 57) sind nicht ein Berg (heute: Mont Gaussier) und das römische Sextus-Mausoleum mit einem Druckfehler (beides liegt in bzw. bei St. Rémy) sondern der Ballon der Brüder Montgolfier und Papst Pius VI. (1717–1799). „Hadrie“ (z. B. I 8) steht nicht für die Adria oder Papst Hadrian VI., sondern für „Hitler“ – fängt ja mit H an. „Le grand groppe au Rhin“ (VI 40), der große Allerwerteste am Rhein, war schließlich auch Helmut Kohl. „La deschassee

au regne tournera (Die Fortgejagte kehrt zur Herrschaft wieder)“ (VI 74) – das ist je nach Auslegung Charles II. oder Elisabeth I. von England, wahlweise auch Benazir Butto. Oder? Jean de Fontbrune übersetzt: „Die Linke wird an die Macht kommen“ – im Zuge des Dritten Weltkriegs. Klar, daß nicht alles sofort verstanden wurde. Etwa Michels berühmteste Strophe, I 35: „Le lyon jeune le vieux surmontera / En champ bellique par singulier duelle; / Dans caige d’or les yeulx luy crevera / Deux classes une, puyz mourir mort cruelle. (Bezwingen wird der junge Leu den alten / im Schlachtfeld bei Zweikampf ohnegleichen, / wird ihm im Goldkäfig die Augen spalten; / zwei Flotten eins, dann grausen Tods erleichen.)“ Sie weissagt angeblich den Tod von König Henri II.: 1559 stieß ihm Graf Montgomery bei einem Freundschaftsturnier den Speer unters Visier (den „Käfig“?), Henri verlor ein Auge und starb zehn Tage später. Auf die (ohnehin fragwürdige) Übereinstimmung kam aber erst César de Nôtre dame im Jahr 1614 – und fabelte gleich, die treffsichere Prophezeiung hätte Katharina von Medici zutiefst beeindruckt.

Kauderwelsch

Manche Quatrains sind lateinisch, wie VI 100: „Astrologi Blenni, Barbari procul sunt“ – Astrologen, Tröpfe und Barbaren sollen draußen bleiben. Manche sind gar in heutigem English: „In the City of God there will be a great thunder, / Two brothers torn apart by chaos; / While the fortress endures the great leader will succumb / The third war will begin when the big city is burning.“ Das soll Michel 1654 geschrieben haben, im Alter von 151 Jahren! In Wirklichkeit zeigte mit den ersten drei Zeilen 1997 ein kanadischer Student, wie leicht sich die Seherpose nachahmen läßt; den Unsinn vom „third war“ hat nach den WTC-Anschlägen vom 11. September 2001 ein Witzbold drangehängt. Noch schöner liest sich die Prophezeiung von George W. Bushs Wahlsieg im Dezember 2000 (von genau dann stammt sie): „Come the millennium, month 12 / In the home of the greatest power / The village idiot will come forth / To be acclaimed the leader.“ Französisch ist hingegen Strophe XI 37, mit der Nostradamus voraussagt, wie sich der Bagger über andere Blätter hinweg zum Trendmedium Nr. 1 des Donauraums emporbuddeln wird: „Monstre ou Dan avecque Nube se mesle / De terre sortera et

faux et bon; / Couronne coulera poussee de pelle / Chesnille puyz faict tomber papillon.“ Zu deutsch: „Ein Ungetüm, wo Don und Nau sich mengen, / wird aus der Erde holen Falsch wie Wahr; / die Krone kullert fort, weil Schaufeln drängen, / die Raupe bringt zu Fall den Falter gar.“ Eindeutig, oder?

Sternguckerei?

Zwei Fragen bleiben. Wie kam Nostradamus zu seinen Prophetensprüchen, und was dachte er sich dabei? Astrologie fällt aus. Laurent Videl, ein Profi-Astrologe, belehrte ihn 1558 in einem offenen Brief: „Von wahrer Astrologie verstehst du noch weniger als nichts, wie nicht nur den Gelehrten, sondern auch den Lehrlingen offenbar ist [...] daß du nicht die kleinste Bewegung irgendeines Sternleins zu berechnen vermagst [...] da du nicht einmal weißt, wozu man die Ephemeriden gebraucht.“ Schon damals galt „weissagende“ Astrologie, obwohl von Ärzten zur Diagnose eingesetzt, weniger als die „reine“ (d. h. Astronomiel), und letztere war dem Amateur Nostradamus überhaupt fremd. Rohe Leute nannten ihn darum „Monstradabus“ (monstre d’abus: „ungeheuerlicher Mißbrauch“) oder glossierten seinen Namen mit dem Hexameter: „Nostra damus cum falsa damus, nam fallere nostrumst (Das Unsere geben wir, wenn wir Täuschung austeilten, denn Täuschen ist uns eigen).“ Das Neue Lexikon der populären Irrtümer nennt ihn heute einen „Hobby-Komiker“, andere einen auflagensüchtigen Scharlatan. Dabei war es ihm vermutlich ernst. Im „Vorwort an César“ schreibt er seine Eingebungen dem „allmächtigen und ewigen Gott“ zu, und Nostradamus war gläubiger Katholik.

Das Kochbuch!

Psychotrope Substanzen kommen eher in Frage. Immerhin hat Michel auf jahrelanger Wanderschaft das Heilkräuterwissen des Landvolks studiert. Zu einer Pestarznei reichte es zwar nicht; er empfiehlt nur duftende Rosenblätterpastillen gegen den Pestgestank. Aber was ist mit dem Kirschkompott? Niemand hat Nostradamus je nach seiner Definition von Glück gefragt. Aber wenn er sich einer seiner unverschämte süßen Amarenakirschen zu Gemüte führte, durchströmte ihn vermutlich genau solches. Erst recht, wo die Abgabe von Zucker damals durch die Apothekergilde streng geregelt war und außer ihm kaum jemand Zugriff auf so hochkonzentrierte Süßigkeit hatte. All das okkulte Schrifttum – er hatte es angeblich gelesen, aber eines Nachts verbrannt: Kabbalistisches, katharische Bibelkommentare, die schrägen Hieroglyphendeutungen des Horapollon (ein spätantiker Text, den Michel gegen 1535 nachdichtete!) – ergoß sich dann, geordnet nur durch die Strophenform, zu einem Reimstrom, nach Gesetzen, die sich erst die Surrealisten bewußt machen sollten. Eventuell sollte man statt der Prophetien lieber Nostradamus’ Kochbuch lesen. Nur: Probieren Sie keine seiner quecksilberhaltigen Hautcremes.

caru

Empfehlungen:

- Bernd Harder, Nostradamus – ein Mythos wird entschlüsselt, Alibri Verlag 2000.
- James Randi, The Mask of Nostradamus, Prometheus Books 1990.
<http://www.nostradamus-repository.org/> (Texte und Material).
- <http://www.propheties.it/bibliotequenostradamus.htm> (hier wurde u. a. ein Faksimile des Kochbuchs eingescannt!).

DAS GLÜCK IST EIN SCHULFACH

Lehrer unterrichten keine Fächer, sondern Menschen. Über das Erlernen von Glück. In der Schule.

Es ist frühmorgens an der Willy-Hellpach-Schule in Heidelberg und Aufregung liegt in der Luft. Die mündliche Abiturprüfung steht an, alle Schüler sind bereits da. Außer einem: Florian taucht nicht und nicht auf. Schuldirektor Ernst Fritz-Schubert macht sich kurzerhand auf den Weg, um ihn zu suchen. Er fragt in der Klasse herum, wo er sein könnte und tatsächlich findet er ihn kurz später in seiner Wohnung. „Warum kommst du nicht zur Prüfung?“, will er wissen. „Ich weiß überhaupt nichts mehr und werde sowieso durchfallen“, lautet Florians Antwort, der immer ein passabler Schüler war. Schlussendlich konnte der Schuldirektor den Schüler vom Antritt überzeugen, und Florian bestand dann erwartungsge­mäß auch.

Ein anderes Mal geschah dem gleichen Direktor, dass ein höhersemestriger Schüler zu ihm zitiert wurde. Er fiel durch kontinuierlich negative Bei­träge in der Klasse auf. Der Direktor konfrontierte den Schüler damit: „Hast du keine Lust mehr, zur Schule zu gehen? Dein offenkundiges Desinteresse ist störend und unerträglich.“ Er antwortete nur: „Ich weiß.“ „Warum tust du’s dann?“ „Weil alles keinen Sinn macht.“

Wie das Glücksmodul aufgebaut ist:

- Insgesamt 36 Stunden, aufgeteilt in:
- Psychosoziale Gesundheit aufbauend auf Selbstwert und Empathie, Kommunikation und Konfliktbewältigung als Methoden zur Gewaltprävention (12 Stunden)
 - Bewegung (10 Stunden)
 - Zusammenhang von Ernährung, Gesundheit und Glücksempfinden (6 Stunden)
 - Körper als Ausdrucksmittel: Theaterpädagogische Elemente, Kultur als Bildungs- und Freizeitprogramm (8 Stunden)
- (Quelle: Die Presse, 7. Juli 09)

Schule wird oft als Pflicht wahrgenommen, die Angst erzeugt und es nicht schafft, Sinn zu stiften. Ernst Fritz-Schubert will das ändern. Vorfälle wie eben beschrieben waren Anlass für den Schuldirektor, einen neuen Weg einzuschlagen. Er hat vor zwei Jahren das Schulfach Glück konzipiert.

Schule ist kein Grund zum Glück
In seinem Buch über das Projekt zitiert er den Psychologen Viktor Frankl: „Glück darf man nicht nachjagen, es stellt sich dann ein, wenn sich ein Grund dafür manifestiert hat.“ Schule ist kein Grund zum Glück für Schüler. Im Gegenteil konstatiert Fritz-Schubert: „Glücksmomente erleben die Kinder vor allem dann, wenn der Unterricht ausfällt.“ Ob sich das durch ein Schulfach Glück ändert? Kann man das Glück überhaupt lernen?

Die Financial Times glaubt nicht daran. “The first problem is that happiness is not a teachable subject. It is famously elusive and may be unattainable. Pursuing it as an aim is difficult since it is more readily gained as a side-product of some other achievement or condition.”

Zumindest das Argument des Nebenprodukts stimmt nicht ganz. Denn dem Erfinder ist durchaus bewusst, dass ein Frontalvortrag über die Thematik „Glück“ nicht Glück erzeugen kann. Im Glücksmodul werden vielmehr Tätigkeiten gefördert, die Glück hervorrufen. Dazu gehören Sport wie auch gesunde Ernährung. Ein Mal die Woche steht Glück am Stundenplan, am Ende des Jahres gibt’s wie bei Mathe oder Englisch Noten. In „Glück“ kann man sogar maturieren.

Glück ist Grund für ein Schulfach
Die ganzheitliche Annäherung an die Lebenszufriedenheit der Schüler steht im Vordergrund. Ziel ist es, „das Positive zu verstärken, die Zufriedenheit mit sich und der Umwelt zu erhöhen“. Konkret bedeuten diese schwammigen Erläuterungen: Zum Beispiel setzt sich ein Schüler mit dem Rücken zur Gruppe, um dann mit Positivem über sich berieselt zu werden. Oder die Schüler machen „Entdeckungsreisen in die Schätze der Familie“.

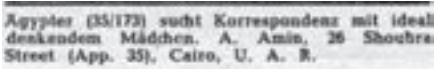
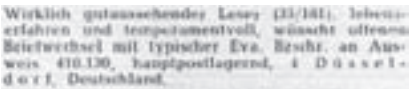
Rollenspiele stehen am Programm und Schauspieler, Therapeuten oder Sportler kommen in der Klasse vorbei, berichtet der Spiegel. Sein Konzept hat bereits viel mediale Aufmerksamkeit erfahren. Manchmal in den Himmel gelobt, manchmal skeptisch als esoterisches Klump abgetan. Seit Herbst 2009 wird das Konzept jedenfalls in sechs Schulen in der Steiermark angewandt, allerdings ohne Noten und Matura. Auch in anderen Ländern wurden bereits ähnliche Versuche gestartet, die Fritz-Schubert auch als Vorbild für sein Fach gedient haben. Zum Beispiel wird in England in einer Privatschule „Well-being“ unterrichtet, und in Neumarkt in Bayern „Erwachsen werden“.

Vielleicht ist der Name „Glück“ tatsächlich unglücklich gewählt. Die Assoziation zum Selbsthilfe-Ratgeber-Regal im Buchladen drängt sich auf. Die konkrete Umsetzung hebt sich davon aber ab und trägt scheinbar durchaus Früchte. Zumindest der Direktor selbst meint, dass er von seinen Schülern nur positive Reaktionen dazu hat. Manche würden es als den „schönsten Gegenstand“ bezeichnen, „den sie je in ihrem Leben erfahren haben“, sagt er in einem Interview mit der Neuen Vorarlberger Zeitung.

as

Sie fühlen sich nicht männlich genug? Zu wenig Muskeln, stimmt's? Oder haben sie etwa gar ein Problemchen mit Ihrem Gewicht? Ja, Sie wollen zunehmen? Nein, das Problem liegt eher bei der Größe? Sie können sich nach Jahrzehnten immer noch nicht damit abfinden, völlig ausgewachsen zu sein? Alles kein Problem, zumindest für die Mischmaschine. Schmökern Sie doch einfach einmal in unseren Anzeigen und seien Sie ihres eigenen Glückes Schmied! Auch Ihnen kann geholfen werden, wirklich. Wie heißt es doch so schön:

Das Glück ist wie eine Mischmaschine, man muss nur die richtige Anzeige finden und schon ist das Leben wieder in Ordnung! Um überglücklich zu werden, einfach ein E-Mail mit betreffendem Kennwort an mischmaschine@derbagger.org senden!



Weil der Bagger so arm ist, konnte die Autorin nicht nach Baden Württemberg fahren – nein, nicht einmal in die Steiermark –, um sich selbst ein Bild vom Glück zu machen. Nehmen Sie's daher als Anregung. Der Bagger würde sich freuen, wenn Sie Bericht erstatten könnten an: redaktion@derbagger.org.

die Kochecke (Nr. 1) Diesmal: Kirschkompott à la Nostradamus

Wie man ein Kompott aus süßen Kirschen macht, oder aus herben, welche die Italiener Amarenen nennen, und sie so schön und vorzüglich zurücktet wie auf der Welt nur möglich, so daß sie, wenn vor einem Jahr bereitet, nicht anders scheinen, als wäre es gestern geschehen, und von vorzüglichem Geschmack.

Nehmt die schönsten Süßkirschen, die sich finden lassen, seht zu, daß sie gehörig reif sind (denn wenn sie nicht ganz reif sind, wird beim Kochen gegen Schluß nur Stein und Schale mehr zu erkennen sein), und schneidet ihnen ein wenig die Stiele ab, so ihr befindet, daß sie zu lang sind, und nehmt davon drei Pfund Gewichts, es sei mehr

oder weniger; dann nehmt anderthalb Pfund Zucker und laßt ihn im Sucus oder Saft anderer Süßkirschen zergehen, drei oder vier Pfund von dem erwähnten Saft; und gebt fein acht, daß ihr den Saft, sobald er ausgepreßt ist, augenblicks ohne Aufschub über den Zucker gießt, und aufs Feuer damit, und daß der Zucker sich in keiner anderen Flüssigkeit löse als im Saft; bringt ihn zum Kochen, so rasch es nur geht, und wenn er kocht, schöpft allen Schaum ab, der darauf sein wird, und hebt weiterhin sorgfältig den Schaum ab, bis ihr seht, daß euer Zucker tiefrot ist wie zu Anfang, und vollständig geklärt; dann gebt unverzüglich, ohne daß ihr ihn vom Feuer nehmt oder zu sieden aufhören laßt, die Kirschen zum Kochen hinein und rührt sie weder zuviel noch zuwenig, bis sie gar sind, wobei ihr mit einem Spatel den Schaum obenauf abhebt. Nehmt sie nicht vom Feuer, ehe ihr sie nicht vollkommen gegart habt, und stellt sie danach nicht mehr zurück; und laßt einen Tropfen davon auf eine Platte von Zinn fallen, und wenn ihr seht, daß der Tropfen nicht hierhin noch dahin rinnt, so ist es gar. Wenn ihr befindet, daß sie völlig gar sind, so füllt sie noch heiß in kleine Gefäße zu je drei oder vier Unzen, und ihr werdet schöne, tiefrote, ganze Süßkirschen haben, wunderbar von Geschmack, die lange halten.

Ich bin in vielen und mancherlei Teilen der Welt gewesen und habe die einen und andern aufgesucht,

IST GLÜCK BERECHENBAR?

Ob man Glück und sein Eintreten wirklich berechnen kann ist eine schwierige Frage. Die Philosophen des Utilitarismus wagten eine bejahende Antwort. Wie eine solche Glücksrechnung aussieht, will nachfolgender Artikel zeigen – Mitrechner sind herzlich eingeladen gedanklich mitzutun!

Jeremy Bentham und John Stuart Mill gelten als die Hauptvertreter der philosophischen Strömung des Utilitarismus. Sie forderten das „größte Glück“ für die „größte Zahl“ an Menschen. Dies war in Zeiten der sozialen und industriellen Frage des 18. und 19. Jahrhunderts eine revolutionäre und gut gemeinte Forderung. Doch was ist Glück und wie erlangt die Menge dieses Glück?

Jeremy Bentham schlägt hierfür die Einführung eines hedonistischen Kalküls vor. Dieser Kalkül funktioniert mehrstufig und durchaus komplex. Hatte der antike Urvater des Utilitarismus, der Hedonist Epikur, noch eine (relativ) einfache Hypothese aufgestellt, wonach das statische, also bleibende Lustempfinden dem schnell vergehenden vorzuziehen ist, so gestaltet sich Benthams Gedankengang komplexer.

Die 4 Bestandteile einer Glücksrechnung

Er beurteilt zunächst die *Intensität des* aus der Handlung zu erwartenden *Lustgewinns*. Das heißt, manche Handlungen ziehen größere Freuden nach sich als andere. Bleiben wir zur besseren Vergleichbarkeit bei einem uns allen vertrauten potentiellen Glücksbereich: dem Essen. Habe ich Hunger und esse ausreichend, so stellt sich bei mir Behagen ein. Eine weitere Option wäre einfach den Hunger

zu ignorieren – die Wahrscheinlichkeit, dass diese Handlung Lust bereitet, ist gering. Quantifiziert heißt das: essen 1 Punkt – nichts essen 0 Punkte.

Als nächstes beurteilt Bentham die *Dauer* und den *Grad der Wahrscheinlichkeit*, mit der der Lustgewinn zu erwarten ist. Meine aufs Essen abzielende Fragenkette könnte dann so aussehen: Wie lange muss ich warten, bis ich in einem Restaurant etwas zum Essen bekomme? Wie lange benötige ich zum Einkaufen und Kochen? Wird der Döner auf dem Markt wirklich verfügbar sein – oder ist er gar schon ausverkauft? Im geöffneten Restaurant esse ich wohl am besten mit der längsten Wartezeit – zuhause bestimme ich mein Kochtempo durch die Wahl des Gerichts und kann bei vorrätigen Zutaten Zeit sparen – beim Stand bekomme ich in der Regel ein schnelles Essen, muss aber auch mit Warteschlangen oder Produkteinschränkungen rechnen. Also ergibt sich für Dauer (im Sinne von Nicht-Warten) 2 Punkte für den Stand, 1 Punkt für meine Küche, 0 Punkte fürs klassische Restaurant – die Wahrscheinlichkeiten des Lustgewinns laufen entgegengesetzt: 2 im Lokal, 1 zuhause, 0 am Stand. Fasst man zudem die Dauer qualitativ als Abwesenheit von Hunger nach der Speisung, so kommen weitere 2 Punkte für ein ausgiebiges Essen im Wirtshaus hinzu, ge-

folgt von 1,5 Punkten meiner eigenen Kochkünste (-0,5 Punkte, weil mir ggf. ein Dessert fehlt) und schließlich nur noch 1 Punkt für den Stand mit begrenzter Sättigungsquote.

Der dritte Punkt der Benthamschen Analyse zielt auf die *zeitliche und räumliche Nähe des Eintreffens* von (den gewünschten) Folgen (sprich das Sattwerden). Hier können obige Gedankengänge um den Faktor der Entfernung ergänzt werden – angenommen, ich steige gerade aus der U-Bahn aus, so ist der Stand mit Fast Food zumeist in unmittelbarer Nähe und erhält daher 2 Punkte, irgendein Restaurant dürfte vor meinem Zuhause (0 P) den Weg säumen und erhält daher 1 Punkt.

Schließlich fragt Bentham noch nach *sekundären Handlungsfolgen* positiver oder negativer Natur. Er meint damit die Konsequenzen, die mein Wollen (möglichst schnell gut zu essen) mit sich bringt.

Positiv ist z.B. die Förderung des Gastgewerbes beim „außer Haus“-Essen einzuschätzen (1 P), negativ sind die damit für mich verbundenen Kosten, die Minuspunkte in folgender Abstufung mit sich bringen: -2P fürs Wirtshaus, -1P für den Stand. Und schon ist das Kalkül fertig – und ich kann nach sorgfältiger Berechnung zum Dönerstand (6.5 P) gehen oder aber ins Wirtshaus (5 P), sofern ich die gesetzten Variablen akzeptiere.

Beziehe ich z.B. den Anspruch nach gesunder biologischer Ernährung, die Negativfolge der Gewichtszunahme mit in meine Musterrechnung ein, soer gibts ichei nander erG ewinner.

Hört die Rechnung denn niemals auf?

Diese möglichen Zusatzfaktoren verweisen auf die Anfälligkeit der Idee Benthams, wonach ein solch individualistischer Kalkül leicht in einen universalistischen verwandelbar sei – was mir Lust und Unlust bereitet, gilt grundsätzlich auch für andere. Denn alle mögen natürlich gerne jetzt und sofort ihren (Heiß-)Hunger stillen.

In Zeiten eines knappen und zunehmend überlasteten Gesundheitssystems muss ich mich aber fragen, ob ich durch einen schnell verzehrten Burger mit meiner Handlung das größtmögliche Glück der größten Zahl (der Handlungsbetroffenen) erreiche. Was sind die Folgen meines Tuns für mich, die

(regionale) Umgebung und letztlich für die ganze Welt? In Windeseile breitet sich der Kalkül der sekundären Handlungsfolgen im (von Bentham nicht näher spezifizierten) Geltungsbereich ins Uferlose aus und ich berechne verzweifelt die Konsequenzen des erworbenen Hamburgers: Stärkung einer Kette, die lokale Wirtshäuser gefährdet; deren Lohnniveau zudem nicht vorbildlich genannt werden kann; deren Produkte zu veränderten ungesunden Essgewohnheiten führen etc. Das geht dann soweit, dass man in Anlehnung an den Werbeslogan eines Möbelhauses fragen muss: „Lebst (handelst) Du schon oder rechnest Du noch?“

Regelutilitarismus: ein Ausweg?

Um einer solchen Endlosrechnung einen Riegel vorzuschieben, etablierte sich im Utilitarismus eine Sondergruppierung. Urmson und Brandt fordern von Überlegungen, die sich nur mit Einzelhandlungen und deren Folgen befassen, abzusehen und führten den so genannten Regelutilitarismus ein. Ihnen erscheint es sinnvoll lediglich Regeln zu prüfen und gemäß der universalen Nützlichkeit zu sortieren. Jede Handlung ist sittlich erlaubt, die mit einer am sozialen Wohlergehen ausgerichteten Handlungsregel übereinstimmt – so lautet ihr Komplexität reduzierender Kompromiss. Ob er den Einzelnen (moralisch) wirklich weiter bringt ist schwer zu sagen – handlicher ist er in jedem Fall.

Was lehrt uns Utilitarismus?

Letztlich liefert der Utilitarismus eine Menge guter Kriterien und Motivationsanalysen für Handlungen,

bewegt sich erstaunlich nahe an gängigen Menschenbildern der Psychologie und versucht uns für die (Un-)Vereinbarkeit von Einzel- und Gesamtwohl zu sensibilisieren. Ihn als reines hedonistisches Projekt, das sich selbst ad absurdum rechnet, zu brandmarken, ist insofern nicht angebracht. Allerdings bleibt nicht nur für literarische Gestalten wie Dostojewskis Raskolnikoff (in „Schuld und Sühne“, resp. „Strafe und Verbrechen“ so der Titel der lohnenden Neuübersetzung von Svetlana Geier) die Maxime „das größte Glück der größten Zahl“ erklärungsbedürftig – denn niemals sollteei nZ wecki lilegitimeMi ttelhei ligen.

lr

BEFRAGEN SIE DIE STERNE MIT MADAME CRYSTAL



Unglücksrabe

Schluss mit dem Gejammer! Nehmen Sie Ihren umtriebigen Urahn Hans Hucklebein zum Vorbild. Auch er war ein Unglücksrabe, dem aber letztlich nur ein einziges Unglück widerfuhr – im Suf erhängte er sich versehentlich in Tante Lottes Häkelzeug. Seine Tage aber verbrachte er damit, anderen Leuten Unlück zu bringen, und so schlecht schien es ihm dabei nicht ergangen zu sein; bis auf jene Begebenheit mit dem Häkelgarn natürlich – ein einzelnes, freilich fatales Unglück als Preis für ein glückliches Leben! Na? Tauschen Sie also einfach Ihr Unglück gegen das Glück anderer Leute. Machen Sie sich keine Sorgen, dass Sie für die Undinge, die Sie Ihren Mitmenschen antun, eines Tages bezahlen müssen, Moral ist obsolet. Vorsichtshalber sollten Sie sich beim Bürsteln aber künftig etwas zurückhalten.

Horoskop

Pechvogel

Wieder einmal sind Sie jemandem auf den Leim gegangen, das Pech hatet an Ihnen wie eine Klette, und Sie sägen wieder einmal an dem Ast, auf dem Sie hängen geblieben sind.

Und nun haben Sie berechtigterweise Angst davor, was die Zukunft bringt! Seien Sie diesbezüglich aber ganz beruhigt. Madame Crystal kann Ihnen versichern, dass Sie nichts zu befürchten haben – alles bleibt, wie es ist, das nächste Unglück kommt bestimmt, und zwar selten allein, wie Sie sich denken können. Sie sind mit Ihrem Unglück ja bereits



so vertraut, dass Ihnen etwas fehlen würde, wenn es einmal ausbliebe. Und dann wären Sie ja erst recht unglücklich, oder? Somit ist Ihr lebenslanges (Un) Glück gesichert. Nehmen Sie's doch einfach mal locker. Außerdem: Das Glück ist ja auch ein Vogel! – mit etwas, äh, Glück fangen Sie eines!

Abonnieren!

Ab 15 Euro bekommen Sie ein ganzes Jahr jede Ausgabe – vier nämlich – druckfrisch nach Hause zugestellt.

Entweder über unsere Homepage Kontakt aufnehmen (www.derbagger.org/abo) oder einfach den gewünschten Betrag an folgendes Konto überweisen und als Verwendungszweck (oder per E-Mail an redaktion@derbagger.org) Name und Zustelladresse angeben.

Verein für Diversität in der Medienlandschaft
Jörgerstraße 23/4, 1170 Wien

Konto-Nr: 289 147 43 800
BLZ: 20111
Bank: Erste Bank
IBAN: AT402011128914743800
BIC: GIBAATWW

Kontaktieren!

Unter redaktion@derbagger.org nehmen wir uns all Ihre Anregungen zu Herzen. Die Artikel aller Ausgaben, einiges andere und die Möglichkeit, Stellung zu nehmen, gibt's auch im Netz: www.derbagger.org.

Partizipieren!

Der Bagger freut sich über neue MitarbeiterInnen. Was wir konkret brauchen können, findet sich stets aktuell gehalten auf: www.derbagger.org/mach_mit.

Inserieren!

Auch in der nächsten Ausgabe können Sie ein Werbeinserat im Bagger schalten. Unsere Mediadaten finden Sie hier: www.derbagger.org/files/mediadaten.pdf.

Für Rückfragen sind wir selbstverständlich jederzeit unter redaktion@derbagger.org erreichbar.



Redaktionelles



Dust Covered Carpet & Liger - Split LP (beatis-murder 2009)

Es gibt diese winzige Schnittmenge zwischen großem Pop und großer Dringlichkeit. An genau diesem Punkt befinden sich zwei der bemerkenswertesten Bands, die Wien je hervorgebracht hat: Dust Covered Carpet und Liger. Selten war Musik so abgehoben und verführerisch zugleich. Die Melodieführungen sind eingängig und das Arrangement macht jeden Musiker neidisch. DCC haben dieser Tage ihr eigentlich aktuelleres Werk „a cloud pushed and squeezed“ nachgelegt, da das aber ohnehin schon einigen geläufig ist, sei auf diese Split LP mit den nicht minder großartigen Liger verwiesen. Auch deshalb, weil es auf Vinyl erschienen ist und ich diese physische Rückgewinnung des Raumes für Musik generell für eine sympathische Entscheidung halte. Zudem: schönes Artwork!

wein

Paper Bird – Thaumatrope (seayou 2009)

Anna Kohlweis hat Ende letzten Jahres ihr drittes Album „Thaumatrope“ im Wiener Konzerthaus präsentiert. Sie hat sich dabei noch weiter vorgewagt in den Figurenkosmos, den sie sich über die Jahre erarbeitet hat, und diesen angereichert mit Symbolen, Soundschnipseln und einer sprachlichen Wortgewalt, die ihresgleichen suchen muß. Stroboskop und Thaumatrope, beides in Vergessenheit geratene Spielzeuge, die die optische Wahrnehmung täuschen, geben dem Album nicht nur den Namen, sondern diese textlichen Querverweise verdeutlichen auch den Anspruch über die Musik hinaus zu weisen und mit visuellen Elementen zu kombinieren. Das Album klingt eigensinniger und versponnener als die Vorgänger und zudem ist es sehr, sehr bedeutungsschwanger. Sic!

wein

Entertainment for the Braindead – Roadkill (aaahh.009 2010)

Entertainment For The Braindead – Hinter diesem Bandnamen steckt nicht etwa eine rebellische Punkband oder ein paar eingefleischte Rocker. Nein, was da aus den Lautsprechern kommt, ist die engelsgleiche Stimme von Julia Kotowski, begleitet von ihrem treuen Banjo. Die Kölner Kunsthochschul-Studentin beweist auch im 5. Album ihres Soloprojektes „Entertainment For The Braindead“ musikalische Innovativität. Ihr verträumter, meditativer Gesang, hinterlegt mit dezenten, akustischen Akzenten, schafft eine angenehme Atmosphäre zum Genießen der ersten Sonnenstrahlen des Frühlings.

Dieses und auch all ihre weiteren Alben gibt es zum gratis-Download bei Aaahh-Records (<http://www.aaahh-records.net>) oder unter <http://entertainment-forthebraindead.com>, denn wie sie selbst sagt: „Schließlich produziert man nicht Musik, um Geld damit zu verdienen, sondern weil es Spaß macht.“ ... und das hört man!

rq

When The War Came – Yeah! (2009)

Inmitten der sogenannten „Country-Hauptstadt von Kalifornien“ (Bakersfield) lebt der erst 19-jährige Jacob Ninomiya und feilt an seiner Musikerkarriere. Und hätte ich in dem Alter eine solche Stimme und ein solches Talent zum Songwriting gehabt, wär ich wahrscheinlich auch Musiker geworden ... Unter dem Pseudonym „When The War Came“ hat er im November letzten Jahres sein debut-Album „Yeah!“ veröffentlicht und präsentiert darauf 9 selbst-getextete und durchwegs gute, melancholische-indie-folk Tracks, welche man im Dschungel der gigantischen Musikportale Cllct (<http://cllct.com/release/yeah/>) und Bandcamp (<http://whenthewarcame.bandcamp.com/>) zum gratis-Download finden kann.

rq
– mehr auf <http://lemonjohn.blogspot.com/>

Musik



Ginga.

Als mir vor ein paar Wochen – leider viel zu spät – „they should have told us“ (2008) von Ginga in die Hände gefallen ist, wurde mein musikalischer Begriff von „Wien“ einer gründlichen Revision unterzogen. Ich dachte eigentlich, ich kenne die „Stadt der Musik“. Ich kenne die Gesichter und die Geschichten dazu und die Lokale, in denen sie sich abgespielt haben. Alle? Nicht ganz! Es gibt da dieses gallische Dorf, das sich nicht in „die Szene“ einverleibt hat. Nicht mal aus Trotz, sondern schlicht, weil sie sich auf die Musik konzentriert haben und keine Lust hatten, mit den üblichen Verdächtigen abzuhängen, nur um im Gespräch zu bleiben. Dazu später noch. Ginga sind alles andere als „Newcomer“. Ihre erste EP haben sie bereits 2005 veröffentlicht und ein Jahr später die zweite. 2007 wurde ihnen eine Tonträgerförderung vom Musikfonds zugesprochen und damit wurde dann das erste Album aufgenommen: they should have told us. Ein Titel, der im Bezug auf die „Vermarktung“ der Band retrospektiv geradezu nostradamisch wirkt. Zunächst hat es sehr gut ausgesehen für die vier Jungs, die allesamt Kunst bzw. Musik studier(t)en. Sowohl „Cinnamon“ als auch „Fashion“ liefen auf FM4, das sie dann auch zu einer Studio 2 Session eingeladen hat. Trotzdem wollte die Platte nicht so recht über die Ladentische. Zwar hatten sie vorab einen Vertriebs-Deal mit Hoanzl und zudem ein sehr, sehr schönes Promo-Paket gebastelt, um JournalistInnen bzw. RadiomacherInnen zu ködern, aber die eigentliche Labelarbeit, also das Spielenlassen informeller Beziehungen, konnte das hauseigene Label doubleplus nicht bewerkstelligen. Im Winter 2009 wurde der Entschluß gefaßt, „Fashion“ noch einmal neu aufzunehmen, um den von sich aus schon sehr hittigen Song in eine auch tontechnisch perfekte Form zu gießen. Bald waren bereits vier Lieder neu eingespielt und als die Entscheidung anstand eine EP daraus zu machen, raffte sich die Band gleich dazu auf, das gesamte Material neu einzuspielen. Diese Neuaufnahme von „they should have told us“ wurde in vier Wochen in Belgien gemacht und im Anschluß zwei Wochen in England von Daniel Rejmer, der unter anderen für Nick Cave und Björk gearbeitet hat, gemischt. Besonders wichtig beim Rerecording war ihnen die Möglichkeit einer 1:1 live-Umsetzung der Platte auf Konzerten. Unter anderem deshalb ist „in the morning“, eine sehr schöne Ballade mit spanischem Einschlag und einer schönen Schicht Schmalz, nicht auf der neuen Version des Albums. Witziges Detail am Rande: „I’ve sung this song a thousand times before, it’s a worn out tune I don’t wanna hear no more.“ wurde beim rerecording zu „You’ve sung this song a thousand times before, it’s a worn out tune I don’t wanna hear no more“. Das ist vielleicht wichtig, weil es zeigt, daß Alex Konrad im Moment singt und nicht nur Geschriebenes re-produziert. Labels in Belgien und England stehen, sollen aber noch nicht namentlich erwähnt werden. Zudem hat der Bassist der britischen Band Starsailor (die mit „Alcoholic“ 2001 einen Welthit hatten) sein Interesse bekundet, in der Band einzusteigen. Fix ist das noch nicht, aber es sieht im Moment danach aus. Auch generelles Auswandern in eines der beiden angesprochenen Länder steht prinzipiell zur Debatte. Mittlerweile gibt es auch ca. sieben halbfertige neue Songs, die teilweise schon ins Liveset integriert werden. Fürs Debut wurde ein ursprüng-

licher Körper von 30 Stücken auf 13 eingekocht. Im Prinzip also stünde schon bald der Liederkörper für Album Nr. 2 bereit. Als die die Band zum Interview gebeten habe, habe ich geschrieben, Thema des Interviews würde sein: Warum sind Ginga nicht längst Superstars? Und tatsächlich drängt sich diese Frage geradezu auf, wenn man die Platte durchgehört hat. Mit ihren elegisch/enthusiastischen Hymnen setzen sie Lied für Lied neue Maßstäbe und alle, denen ich das Album vorgespielt habe – und ja, das waren einige –, bestätigen mich diesbezüglich. Warum also hat es sich nicht längst rumgesprochen, daß diese Band ein Meisterwerk geschaffen hat, das sich locker mit Funeral (!) messen kann? Ich werde versuchen, dieser Frage ganz allgemein auf den Grund zu gehen. Zunächst glaube ich, daß Erfolg im künstlerischen Bereich (wie auch immer man diesen definieren mag) zu einem gewissen Prozentsatz immer auch auf einem Bluff basiert. Es gibt viele gute Bands in dieser Stadt. Bekannt werden damit aber nicht notwendigerweise diejenigen, die das innovativste oder auch hittigste Konzept fahren, sondern die, die so tun als ob. Wenigstens darin sind erfolgreiche Bands gut und sie sind zudem in der Regel halbwegs talentiert, weil ganz ohne Talent läuft auch in der Musik nichts. Umgekehrt aber kommt es leider schon vor, daß außergewöhnlich gute Sachen ignoriert werden. Wahrgenommen wird, wer sein Image systematisch kultiviert und also zusätzlich eine „Kunstfigur“ kreiert. So hat man in der Regel bessere Karten als jemand, der sich nicht ent-personalisiert, weil er/sie/es klar als Mensch erkennbar bleibt. Das wollen die anderen Menschen aber oft gar nicht haben, weil sie halb-weggetretenes Gehabe gern mit Kunst verwechseln, und noch weniger wollen das die JournalistInnen und RadiomacherInnen, weil diese davon leben, eine Geschichte oder wenn man so will einen Mythos mitzuverkaufen. Ein solches „Image“ haben Ginga nicht forciert, weil sie sich, wie bereits erwähnt, ausschließlich auf die Musik selbst konzentriert haben. Das ist natürlich nur ein Grund, warum das großartige „they should have told us“ kaum jemand kennt. Ein weiterer liegt sicher im bereits angedeuteten fehlenden Socialising. Wer sich nicht rumtreibt, kommt nicht ins Gespräch – weder aktiv noch passiv –, und das kann man sich dann erst wieder leisten, wenn einen ohnehin alle kennen, aber bis dahin muß man sich wohl oder übel auch mit vielen Trotteln arrangieren, um ins Spiel zu kommen. Traurig aber wahr und wer da anderer Meinung ist, hat schlicht und ergreifend nicht die geringste Ahnung. Die Zeiten, in denen es genügt hat, einfach nur gute Musik zu machen, sind vorbei beziehungsweise würde ich sogar so weit gehen zu behaupten, daß es eine solche Zeit nie gegeben hat. So. Und jetzt gehst du ins Substance und kaufst dir „they should have told us“.

wein

YOU MUST BE WRONG IF YOU THINK YOU DON'T

LOVE ME

The Devil and Daniel Johnston (USA 2006) ist eine empathische Dokumentation von Kreativität, Wahn und Sehnsucht, personifiziert in der musikalischen Ausnahmeerscheinung Daniel Johnston.

„Ladies and gentlemen. The best singer-songwriter alive today: Daniel Johnston!“ Ein behäbiger Mitte-40er in Jogginghose flaniert auf die Bühne, legt ein voll geschmiertes liniertes A4 Heft ohne Noten auf den Notenständer und intoniert mit hoher rauchiger Stimme ein Lied, zu dem er auf seiner verstimmten Gitarre streicht. Wer Johnston und seine Musik nicht kennt, befürchtet in den ersten paar Minuten von *The Devil and Daniel Johnston* womöglich einer juvenilen Sozialstudie eines Trash-Musikers im Stile einschlägiger lokaler Anti-musikphänomene, wie sie hierzulande auf FM4 zu hören sind, auf den Leim gegangen zu sein. Wenn dieser Film den ZuschauerInnen aber zwei Dinge deutlich macht, dann dass Daniel Johnston in der Tat der beste lebende Singer-Songwriter ist und wo Kurt Cobain seine T-Shirts kaufte.

Listen up and I'll tell a story,
of an artist groing old.
Some would try for fame and glory,
others aren't so bold.

Hold Me Like A Mother Would

Jeff Feuerzeig skizziert in der ersten Hälfte von *The Devil and Daniel Johnston* ein zerbrechliches junges Genie, das im denkbar kunstfeindlichen Umfeld einer schwerst konservativen christlichen Großfamilie in einem kleinen Ort in Ohio aufwächst. Daniels Lebensziel ist es berühmt zu werden und in einem Atemzug mit seinen Idolen wie den Beatles genannt, auf MTV gespielt und von Fans verehrt zu werden. Speziell Daniels Mutter missbilligt seine Ambitionen nach Ruhm, seine „satanischen“ Comics und seinen ungeregelten Alltag und nennt ihn „unprofitable servant of the lord“. Johnston beginnt früh, sich und seine Familie auf Super 8 aufzunehmen und auch kleine Filmchen zu inszenieren, die Feuerzeig in ihrer bisweilen beklemmenden Authentizität der Heuteperspektive mit Interviews Daniels' Familie und ehemaliger WeggefährtnInnen gegenüberstellt.

Everyone, and friends and family
saying „Hey, get a job!“
„Why do you only do that only?“
„Why are you so odd?“

Dass Daniel unter einer psychischen Erkrankung leidet, deutet sich bereits in der Pubertät an und wird im Erwachsenenalter zunehmend zu einem Problem. Ein erster Versuch, sich von der Umklammerung seiner Familie zu lösen und in das über tausend Kilometer entfernte College nach Abilene, Texas, zu gehen, endet in einem Zusammenbruch, den die Eltern als Heimweh interpretieren. Auf einer Provinzuni in der Nähe des Elternhauses lernt er unter anderem die große unerfüllte Liebe seines Lebens kennen, die ihn zu einer Vielzahl seiner späteren von Melancholie und hilfloser Sehnsucht geprägten Liebeslieder inspiriert.

We don't really like what you do.
We don't think anyone ever will.
It's a problem that you have,
and this problem made you ill.

I Was Living In A Devil Town

Ohne Vorankündigung gelingt Daniel eines Tages der Ausbruch aus seinem kleinstädtischen Leben, er kauft sich ein Moped und unterbricht jeden Kontakt mit seiner Familie. In Austin, Texas, sollte Daniels Potential endlich entdeckt werden. Sein erster Auftritt in MTV, Drogen, Absturz und Isolation folgen.

The artist walks alone.
Someone says behind his back,
„He's got his gall to call himself that!
He doesn't even know where he's at!“

Größen der Szene wie Velvet Underground oder Half Japanese möchten mit Daniel arbeiten, Manager und Plattenfirmen beginnen sich für ihn zu interessieren, Daniel verfällt aber immer mehr in einen christlichen Wahn und wird zusehends unfähiger zu arbeiten. Daniels Entwicklung wird in weiterer Folge nicht nur in seiner Musik und seinen Kassettenaufnahmen dokumentiert. Mu-

sikerkollegInnen wie Sonic Youth filmen ihre Suche nach einem halluzinierenden Daniel in den Straßen von New York. Regisseur Jeff Feuerzeig gewann mit *The Devil and Daniel Johnston* den Regiepreis für Dokumentationen beim Sundance Festival 2005, wohl weil er diese Originaldokumente ohne Sensationsgier und Sarkasmus zeigt. Eines der häufigsten Attribute, das von MusikjournalistInnen und KennerInnen des Fachs für Daniel Johnston und seine Musik gebraucht wird, trifft auch auf diesen Film zu: authentisch.

They sit in front of their TV. Saying,
„Hey! This is fun!“
And they laugh at the artist. Saying,
„He doesn't know how to have fun.“

True Love Will Find You In The End

The Devil And Daniel Johnston ist ein tragischer, aber kein trostloser Film. Daniels großer Lebens Traum berühmt zu werden geht spätestens 1992 in Erfüllung, als er über Nacht Teil der Popkultur wird. Unter dem obligaten Grunge-Karohemd von Nirvana Frontman Kurt Cobain strahlt ein weißes T-Shirt mit Johnstons MC-Cover *Hi, how are you?* hervor. Daniels Musik wurde inzwischen von Kollegen wie Pearl Jam, Beck, Bright Eyes, David Bowie und Tom Waits gecovernt und verhilft seinen Werken zu einer Breitenwirkung, die Daniels persönlicher musikalischer Zugang voll Intimität und technischer Unzulänglichkeit nicht vermag.

The best things in life are truly free.
Singing birds and laughing bees.
„You've got me wrong“, says he.
„The sun don't shine in your TV.“

(Textpassagen aus *Story Of An Artist* (1982), Daniel Johnston)

hh

Die Überschrift und die Zwischenüberschriften sind Zeilen aus folgenden Daniel Johnston Songs *Silly Love* (1990), *Living Life* (1981), *Devil Town* (1990), *True Love Will Find You In The End* (1984).



Replik auf Kritik:

SAUBLÖDER ARTIKEL IM BAGGER ODER DIE DÜNNBRETTBOHRER AUS LEOPOLDSTADT

von *kor*

Ja, ich habe eine freche Kolumne geschrieben (Rechts-Links, Der Bagger 11). Über Links und Rechts, sehr politisch. Habe dann eine schöne Werbung geerntet: Marcel Jira hat die Kolumne gar nicht gefallen, obwohl er den Bagger sonst (zu Recht!) liebt („unterstützenswertes Blatt, coole Zeitung, die weitestgehend autonom organisiert ist“), und so entschließt er sich, eine Kritik zu schreiben (Der Bagger 12, Seite 14).

Was macht ein Mensch, wenn er eine Kolumne liest, mit der er nicht einverstanden ist? Liest, forscht, recherchiert und versucht die Kolumne Zeile für Zeile zu zerpfücken. Wie reagiert ein ideologischer Mensch? Zuerst sich bei den Weisen der Partei beraten lassen: „Ein Einzelner hat zwei Augen, die Partei jedoch tausend Augen“ (Brecht). So machte sich Marcel Jira auf den Weg und startete unter dem Titel *Saublöder Artikel* etc. einen Thread im öffentlich geführten Online-Forum der Sozialistischen Jugend Leopoldstadt. Unter dem süßen Nick *SpinDoctor* (sein Wunschberuf) bittet er um Ratschläge: „*Gegen diesen ... Artikel, würd ich gern einen Leser/-innenbrief schreiben. Leider mangelts bei mir ein bisschen am Theoriewissen (was macht links und rechts aus, welche Entwicklung nahmen diese Begriffe in der Vergangenheit usw.)*.“ Dem Marcel fehlt also die Theorie. Wäre nicht wichtig, die Kolumne ist eher über sehr konkrete Dinge. Aber er braucht sie. Der erste Weise (Nick *fardel rübensaug*) kann ihm nicht weiterhelfen. Sein Ratschlag ist nicht sachlich, eher eine Drohung mit Zuneigungsentzug: „*würd ich eher schreiben: Eure Zeitung ist ur super, aber folgendes: Ich finde das was der schreibt ist blöd, und alle meine Freunde sagen das auch. Wollts ihr riskieren, das wer eure ganze Zeitung blöd findet nur wegen dem trottl?*“ (Meine Schulfreundin sagt dasselbe: Wenn du nicht aufhörst

zu schreiben, bin ich nimmer deine Freundin!) Gott sei Dank gibt es dort einen anderen Weisen, den *Chesel*, auch *Che* genannt. Der weiß schon mehr: „*zweifellos ist der artikel blöd, er betreibt die pure begriffsverwirrung jenseits aller üblichen verwendungen der begriffe links und rechts ... kling nach vollkommen verkorkster totalitarismustheorie.*“ Eben. In der Kolumne wurde natürlich diese übliche und veraltete Verwendung von „links“ und „rechts“ kritisiert. Aber *Che* will schon mehr schreiben als *Fardel Rübensaug*: „*ich halte es schon für sinnvoll dem auch inhaltlich etwas entgegenzuhalten, sprich zu erklären, warum der ‚ein trottel‘ ist.*“

So veröffentlichte Marcel Jira (unter heimlicher fachlicher Mitarbeit von *Chesel*) eine ernsthafte Kritik. Der *SpinDoktor* ließ *Che* denken (selber denken ist aber immer besser!) und das Resultat: Die beiden erkannten, dass ich in *einer völligen Begriffsverwirrung endete*. Dann wurden ein paar lauwarne theoretische Sätze (von einer DDR-Parteibroschüre? ach nein, es war Wikipedia) abgeschrieben, aber mein Hauptthema (Kommunismus, Faschismus, Nazismus usw. gehören alle in einen Topf: absolute Macht des Staates) und meine Erklärung, warum wir es immer noch nicht so wahrnehmen (Stichwort „gängige Definitionen des politischen Spektrums“) wurden gar nicht angesprochen.

Jaja, wir haben noch nicht einmal den Nazismus „fertig“ verarbeitet. Die Historiker und Historikerinnen, die den Kommunismus historisch verarbeiten werden, sind im Moment noch in den Kinderwägen. Aber auf Englisch gibt es schon vieles zum Thema. Der süßeste Punkt ist, dass gerade Marcel Jira mir Mangel an „Theoriewissen“ vorwirft. Hmm – das stimmt allerdings: Ich sollte vorher zum *Che* oder zum *Fardel* pilgern.

Upside: Es ist alles wirklich lustig, ich lachte schallend bei der wiederholten Lektüre der geistreichen SJ-Diskussion.

Downside: Die Jung-XY's sind *die* Kader der Parteien. Diese verbissenen und intoleranten Ideologen werden möglicherweise als humorlose Profilpolitiker (gibt es was Schlimmeres?) über unser Leben gut/schlecht entscheiden – und wir werden ihnen jedes Dienstauto usw. bezahlen, auch wenn sie sehr schlecht oder gar nicht arbeiten werden. Und Marcel Jira wird vielleicht mal ein Kulturbeamter werden, der den Bagger dann verbieten kann.

Ergänzungen:

sj-wien.at/leopoldstadt/wordpress/bbpress/topic.php?id=1538

Auf der Kommentarseite von Bagger gibt es weiterbildende

Kommentare nicht nur von Marcel/Che, sondern auch von

caru: derbagger.org/artikel/rechtslinks

Ein kluger Artikel, erst nach Bagger 11 erschienen: tcsdaily.com/article.aspx?id=121509A

Ein Zitat zum Zweitittel: „Die Politik bedeutet ein starkes, langsames Durchbohren von harten Brettern mit Leidenschaft und Augenmaß zugleich.“

Max Weber

Und zum Spektrum: „People are always talking about the political spectrum, but many don't know what their political spectrum is based upon, or even how a spectrum works.“

Jon N. Hall

Und meine Meinung zu dem allem: „Ich bin nicht immer meiner Meinung.“

Paul Valéry

Buchtipp: Paul Johnson, Modern Times, 1997. Derek Leebaert: The Fifty-Year Wound, 2002

DIE UFERLOSE SUCHE NACH DEM SELBST

Was uns Selbsthilfebücher über unsere Gegenwartskultur erzählen.
Eine Analyse anhand Robert Pfallers Kulturtheorie.

Der Erfolg ist in dir, du schaffst es – nämlich alles, was du willst, du musst nur ganz fest daran glauben und so oft wie möglich positiv denken. Sei ganz du selbst und die Welt liegt dir zu Füßen. Sorge dich nicht, lebe – als kleine Draufgabe erfährst du, wie man Freunde gewinnt. 5 Wege zum Glück, 77 Schritte zum Erfolg, 1000 Arten, du selbst zu werden – die Wege zum persönlichen Glück sind wahrlich vielfältig, die Ratgeberliteratur dementsprechend zahlreich. Kaum eine Buchhandlung, die nicht eine eigene Abteilung für „Selbsthilfe“ oder „Lebenshilfe“ führt, gefüllt mit allerlei Weisheiten darüber, wie das eigene Leben zu gestalten ist. Doch so zahlreich die Selbsthilfebücher auch erscheinen und so verschieden die darin aufgezeigten Glückswege sind, lässt sich dennoch ein gemeinsamer Nenner finden: Sie kreisen um das eigene Selbst, das es zu finden gilt. Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied – so das dem Großteil an Ratgebern zugrunde gelegte Paradigma. Selbsthilfebücher boomen – wie lässt sich dieses Phänomen erklären? Deutet die Fixierung auf das eigene Ich in der Ratgeberliteratur auf einen generellen Narzissmus in der Gegenwartskultur hin? Geht es nach Robert Pfaller, Philosoph und Kulturtheoretiker, leben wir derzeit in einer narzisstischen Kultur. Pfaller beruft sich dabei auf den amerikanischen Soziologen Richard Sennett, der erkannte, dass sich westliche Gesellschaften seit den späten 60er Jahren von „außen-geleiteten zu innen-geleiteten Verhältnissen“ (Sennett 1974, S. 18) entwickeln. Äußere Beobachtung wurde durch innere Selbstbeobachtung ersetzt. Gemäß Sennett ist die europäische Kultur seit der Renaissance durch eine Trennung zwischen der öffentlichen und der privaten Person gekennzeichnet: In der Öffentlichkeit gilt es, eine bestimmte Rolle einzunehmen, Codes von Erziehung, Höflichkeit, zivilisiertem Benehmen etc. gehören zum Spiel dieser Rolle. Sorgfältig getrennt davon wurde die private,

intime Person. In den späten 60er Jahren begann die junge Erwachsenengeneration dieses Spielen einer Rolle in der Öffentlichkeit anzuprangern: Vor allem auch deshalb, weil es als Teil der öffentlichen Rolle zum guten Ton gehörte, über bestimmte Dinge besser nicht zu sprechen, beispielsweise über die Gräueltaten des Zweiten Weltkrieges. Die 68er-Generation forderte stattdessen: „Sag, was du dir wirklich denkst; sei ganz du selbst“ – Leitsprüche, die seit den 60er und 70er Jahren zu Verhaltensmaximen geworden sind. In der Öffentlichkeit eine Rolle zu spielen, wurde hingegen gleichgesetzt damit, sich in die Macht der anderen zu übergeben, fremdbestimmt zu handeln. Das Anprangern der öffentlichen Rolle hatte zur Folge, dass sich die Trennung zwischen einem theatralischen öffentlichen und einem intimen Raum mehr und mehr aufzuheben begann.

Laut Robert Pfaller wurde so der öffentliche Raum durch die wahre Natur der Person verdrängt: „Nicht gekonntes Auftreten ist es, was zählt, sondern vielmehr Authentizität, so unverdorben durch jegliche Fertigkeit wie nur möglich.“ Die Fixierung auf das eigene Ich lässt alle Aufmerksamkeit für die Außenwelt unmöglich machen. In dieser Grundhaltung sieht Pfaller einen mitentscheidenden Faktor für die derzeitige Finanzkrise: „Das ist der Grund, weshalb westliche Bevölkerungen unfähig wurden, sich gegen das neoliberale ‚dealing und stealing‘ zu wehren. Die meisten wollten nun ganz sie selbst sein. So achteten sie weniger auf das, was andere von ihnen haben wollten.“

Besonders deutlich zeigen sich die Auswirkungen einer verstärkten Fixierung auf das Ich in der Arbeitswelt: Die vermehrte Verinnerlichung bedingt eine Subjektivierung, d.h. jeder Vorgang wird nicht mehr nach objektiven Kriterien beurteilt (z.B. wie viel Geld bekomme ich für welche Arbeit?), sondern nach subjektiven (z.B. kann ich mich mit meiner Arbeit identifizieren?). Gerade in der Kreativbranche nehmen viele ArbeitnehmerInnen in Kauf „für wenig Geld und auf Basis prekärer Arbeitsverhältnisse das zu machen, was sie wirklich wollen. Die Identifikation mit der Arbeit ist wichtiger als ein gerechter Verdienst etwa.

Die Selbstverwirklichung hat also durchaus ihren Preis. Dazu kommt, dass die Selbstfindung im Grunde genommen nie ihr Ziel erreichen kann, wie Robert Pfaller zurückgreifend auf Sennett bemerkt: „Die Suche nach dem wahren Selbst ist uferlos und kann [...] niemals zufriedengestellt werden.“ (Pfaller 2008, S. 153) Womit sich die tatsächliche Wirkkraft von Selbsthilfebüchern um einiges relativiert.

ger

Literatur:

- Pfaller, Robert: Das schmutzige Heilige und die reine Vernunft. Symptome der Gegenwartskultur. Frankfurt am Main, 2008.
- Sennett, Richard [1974]: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. 12. Aufl. Frankfurt am Main, 2001.
- Fernsehinterview „Sternstunde Philosophie“: Das schmutzige Heilige und die reine Vernunft. Die Kulturkritik des österreichischen Philosophen Robert Pfaller. Schweizer Fernsehen, Dezember 2008.
<http://www.teleboy.tv/video/SternstundePhilosophieDasSchmu/feature/8532/info>.

Sachen, die es besser nie geben sollte.

Diesmal: Glücklichkeit (oder: die Hölle auf Erden)

Von allen politischen Idealen sei der Wunsch, die Menschen glücklich zu machen, vielleicht der gefährlichste, meinte Karl Popper; der Versuch, den Himmel auf Erden einzurichten, produziere stets die Hölle. Recht hatte er, der gute Meister Popper. Was den Mächtigen vor Glück aufjuchzen lässt, wird der Glückseligkeit des Geknechteten wohl weniger zuträglich sein und vice versa et cetera. Dauerhaftes Glück gibt's nun einmal nicht, und wenn es denn so etwas gäbe, würde die Welt wohl völlig anders aussehen – die globale Wirtschaft bräche zusammen, wenn alle plötzlich erkennen, dass sie, um glücklich zu sein, weder den neuesten Flachbildfernseher noch das angesagteste Guckmal-Ledertäschchen benötigen. Die Folgen wären unvorstellbar! Denken Sie an die süßen Kinder in den Sweatshops, die Baumwollpflücker- und GoldschürferInnen, Börsenmakler- und GeldwäscherInnen, Steuereintreiber- und MafiacheffInnen, Rüstungshersteller- und SchmugglerInnen, PiratInnen, UmweltschützerInnen, PessimistInnen, KaffeesudleserInnen – alle arbeitslos und/aber glücklich! Stellen Sie sich vor, eine Welt, in der Gerechtigkeit und sauberes Klima herrschen! Der Mensch, unfähig, etwas anderes als Glück zu empfinden, und also gänzlich motivationslos, stellt alles Streben ein und erkennt das Paradoxon: Glück ist nichts als tödliche Langeweile!, bevor er *plopp* von der Erdoberfläche verschwindet und sich an oben erwähntem, himmelsfernem Orte wiederfindet. Und dorthin gelangen wir früher oder später ja auch mit der jetzigen Methode.

chr

Baggers Konkurrenz

Ein Blick auf die Nachbarn am stillen Örtchen.

Vierblättriger Glücksfund

AbonentInnen haben ja manchmal interessante Bedürfnisse. So wurden wir zuletzt gebeten, immer zwei Ausgaben zu senden – eine fürs Archiv und eine fürs WC. Wenn wir auch solchen Bitten (gegen kleine Aufzahlung) natürlich gerne nachkommen, so fragen wir uns dennoch: In welche Gesellschaft gerät da der Bagger wohl???

Deshalb gibt's nun eine neue Serie. Jedes Mal stellen wir eine in dieser Umgebung potentiell anzutreffende Konkurrentin unserer Zeitschrift bloß, ähem, vor.

Und weil's so herrlich passt, nehmen wir uns diesmal gleich „Das vierblättrige Kloblatt“ vor. Vom Land Niederösterreich gesponsert – Geld stinkt ja bekanntlich nicht –, widmet sich dieses bereits dreimal erschienene Heftchen vor allem dem Ort, für den es gemacht ist. Vom Interview mit einer Klofrau, über den Exkreminator, das Klomasutra, bis hin zum großen Klorakel (Klo-Orakel) dreht sich alles um das eine. Aber mau sollte sich von den Wortspielen nicht täuschen lassen. Das Kloblatt versteht sich nämlich durchaus als Literaturzeitschrift, als eine, die ganz nach dem Vorbild der Wände öffentlicher Notdurft-Einrichtungen Schund und Hochkultur vereint. So finden sich neben den stark Thema-gebundenen fixen Bestandteilen und hübschen Illustrationen Gedichte ebenso wie Prosawerke. Einmal mehr, einmal weniger dem Thema verpflichtet. Das eine für längere, das andere für kürzere Sitzungen geeignet. Insgesamt ein sehr stimmiges Produkt, klug konzipiert für den liebsten Aufbewahrungsort nur halb entbehrlicher Druckwerke.

Einzig am Papier könnten Sie noch arbeiten. Das kratzt ein bisschen.

va

Erhältlich ist das Kloblatt in ausgewählten Lokalitäten und online auf <http://www.kloblatt.at>.

Selbstbewusst und richtig gut drauf!

Wofür ist die bescheidene Beatrice Poschenrieder wohl am dankbarsten? Richtig – „Dass es mich gibt!“ Die besten Voraussetzungen also, um eine Anleitung zu verfassen, wie aus jedem noch so großen Ekelpaket ein absoluter Superstar wird. Nach einer eingehenden Analyse der Ursachen von Unsicherheit kommt zunächst die etwas überraschende Erkenntnis: „Selbstbewusst lebt es sich besser!“ Ein Grund, um sogleich mit dem Zeigefinger zu wackeln: „Kein Mensch ist wirklich wertlos oder langweilig oder blöd, sondern man selbst denkt nur, dass es so ist!“ Mithilfe einiger Übungen sollte das Selbstbild aus dem Keller in schwindelerregende Höhen gehoben werden – etwa durch einen „Brief an Sie“, „so als wären Sie selbst Ihr größter Fan“, oder durch achtmal tägliches Aufsagen von „Ich mag mich“ vor dem Spiegel bis hin zu einer „Das-ist-gut-an-mir-Liste“. Den Glauben an sich erlangt, ist es nun Zeit, diesen auch herzuzeigen: Man lernt, wie man richtig „nein“ sagt (mindestens einmal pro Tag üben – ohne sich zu entschuldigen!) oder Unmut mittels Test an „harmloseren Opfern“ äußert.

Nun wird es auch eine Leichtigkeit, Freunde zu gewinnen – etwa (wie verwunderlich!), indem man Leute grüßt, denen man öfter begegnet, oder durch gekonnten Smalltalk übers Wetter (wofür ich den Wetterbericht auf der Bagger-Homepage wärmstens empfehlen möchte). Selbst aus den desperatesten Hausfrauen unter uns werden vor Glück strotzende Facility-Managerinnen, bei deren Anblick Eva Herman vor Neid erblassen würde. Die einzige Gefahr des Buches scheint zu sein, dass frau ein bisschen gar egoistisch wird – was aber in einer Ellbogengesellschaft sicher kein Nachteil ist. Alles in allem bietet Poschenrieder jedenfalls eine grandiose Lektüre – vor allem für diejenigen, für die nicht „Titanic“, sondern „Heute“ das endgültige Satiremagazin darstellt.

pro

Beatrice Poschenrieder: „Selbstbewusst und richtig gut drauf. Das schöne Gefühl, sich selber gut zu finden“. Falken Verlag (1999).



Das Glück mitten unterm Unglück

Mitten im größten Unglück – genau dort, wo man meint jetzt ersticken zu müssen, genau dort, wo es nur noch schlimmer werden kann, und auch schlimmer wird, genau dort – ausgerechnet dort – hat das Leben so viel Humor, dass es dem leidenden Menschen einen Perspektivenwechsel gönnt. „Oskar und die Dame in Rosa“ von Eric-Emmanuel Schmitt ist so eine Geschichte, die diesen Perspektivenwechsel beschreibt, so leicht, dass man es nicht glauben kann. Dieses Buch, das ohnehin sehr bekannt ist, aber Wert ist immer wieder in Erinnerung gerufen zu werden, handelt von Oskar, einem zehnjährigen Buben im Krankenhaus, der Krebs hat und bald tot sein wird. Oskar weiß, dass er bald tot sein wird, aber das ist nicht sein Problem. Sein Problem sind die Erwachsenen, die sich fürchten, so tun, als ob alles in Ordnung wäre, und ihn zu beruhigen versuchen, indem sie ihn belügen. Alles ist trist, das Leben hat zugeschlagen. Doch nein, das Leben hat auch Sinn für Humor, denn da ist auch Oma Rosa, auch Dame in Rosa genannt. Sie ist für Oskar da. Sie belügt ihn nicht, manipuliert ihn nicht, sie hört ihm zu und spricht mit ihm. Sie rät ihm so gründlich wie möglich nachzudenken ... über alles, Gedanken zu formulieren und niederzuschreiben. Gemeinsam entwerfen sie ein System, nämlich die verbleibende Zeit von Oskar so zu planen, dass die wenigen Tage, die er noch hat, wie Jahre zählen. Da ist nämlich Peggy Blue, ein kleines Mädchen, in das Oskar sich verliebt hat, sie ist auch krank, sie ist blau, ihr gesamter Körper ist blau, sie hat eine Blutkrankheit. Mit ihr und den anderen auf der Station lebt Oskar sein Leben, lebt die verbleibenden Tage seines Lebens mit mehr Tiefsinn, als man es erfassen kann. Auf so schöne Weise in so klarer Sprache ist diese Geschichte, so grundehrlich, dass dieses Buch zu den äußerst wenigen Büchern gehört, die dem Leser zeigen, wie unter dem größten Unglück irgendwo Glück auszugraben ist. Ein schönes Buch, woraus man sich nicht einmal ein paar Zeilen zu zitieren traut, um die kluge Einfachheit, mit der Oskar einem da begegnet, nicht wie Banalität aussehen zu lassen. Nur soviel: Oskar stirbt glücklich. Er geht nicht unglücklich von dieser Welt, denn er ist von der Dame in Rosa nicht manipuliert worden, sie hat ihm geantwortet, wo andere Erwachsene den Blick senken, sie hat ihn glücklich gemacht mit ihren Antworten, ihren Ideen, ihren Anekdoten. Das größte Unglück des Todes wird für Oskar nicht erklärbar oder begreifbar mit Oma Rosa, aber vertrauenswürdiger. Ein sehr schönes Buch, das man mindestens einmal, zweimal, dreimal, viermal lesen sollte.

shg



Literatur

Alex Capus: Der König von Olten – Ein Reigen charmanter Geschichten aus der Provinz

Der Schweizer Knapp-Verlag veröffentlichte unlängst eine Auswahl von Capus’ kleinen Geschichten und Zeitungsartikeln, die sich allesamt dem Ort Olten widmen. Soll man das jenseits der Kantons-grenzen von Solothurn wirklich lesen? Allen Oltnern sei die Lektüre freilich zugestanden, egal ob sie in Capus den liebevollen Miniatur-risten oder doch eher den Nestbeschmutzer sehen – sie haben einen Bezug zum Geschriebenen. Aber wir Nicht-Schweizer? Können wir profitieren? Von leichten schwebenden Geschichten, die schön geschrieben sind, abgerundet und milde den Alltag in der Provinz skizzieren? Können wir im Oltner Geschehen das Allgemeine der Kleinstädtigkeit wieder erkennen und uns lächelnd denken: „Ja so ist das Leben fernab der großen Stadt“? Ja, können wir. Capus zeigt uns an kleinen, ihm teuren Begebenheiten Menschlichkeit auf, denkt im und angesichts des „Badi“s über aktuelle Probleme des (multikulturellen) Miteinanders nach, wünscht sich einen generationenübergreifenden Dialog in der Eisenbahner-Stadt. Die Bahn erklärt laut Capus auch den Oltner Charakter, der Disziplin und Bescheidenheit, aber auch Weltoffenheit in sich vereint. Mit dieser Selbstbestimmung hebt der Autor „sein Olten“ auch von Solothurn ab und ergeht sich bei diesem Vergleich in gängigen (aus der bezugsloseren Ferne strenger bewerteten) Auf- und Abwertungen. Sieht man von dieser (zugegeben amüsanten) Häme ab, so ist der Band ganz und gar lebenswürdig nachsichtig und gut. Ob das dem Leser genügt, mag er selbst entscheiden – so frech, wie uns Kaminer Berlin oder Knecht Wien zeigen, zeigt uns Capus Olten jedoch nie. Und das wäre noch eine Bereicherung zum vorherrschenden Gefälligkeitsduktus, der so manchem doch etwas langweilig werden könnte.

lr



Der aktuelle Vorverriss

Damit Sie heute schon wissen, was Sie sich morgen besser nicht ansehen sollten.

Wettbewerbe und Steuersünder

Nachdem das Wiener Burgtheater der Bagger-Theaterredaktion auf Lebenszeit (ob der des Intendanten oder meiner wurde bis Redaktionsschluss noch nicht ausverhandelt) das Abo, die Berechtigung für Pressekarten sowie den in dritter Generation vererbten Stehplatz im 2. Rang (links) entzogen hat, scheint der passende Moment für eine Minute der Selbstbesinnung und Überprüfung meiner kritischen Werkzeuge gekommen. Bereits ein Seitenblick zu Kunstkritiker Peter Gorsen bestätigt widerständiges Schreiben jedoch sogleich wieder: Kritik *war als aufklärerisches Instrument für Öffentlichkeit und Kunst immer konstitutiv. Heute ist sie zur Akklamation des Beliebten und Durchgeboxten korruptiert.* Und wenn Karl Kraus meint, *ein Feuilleton schreiben heißt auf einer Glatze Locken drehen*, so fehlt nicht viel und man bemerkt: *Wenn die Sonne der Kultur niedrig steht, werfen selbst Zwerge lange Schatten.* Was nahtlos den Entschluss erzeugt, den kleineren Häusern, fern des Rings, fern der Matineen und Pelzmäntel, einen Besuch abzustatten. So geschehen im TAG (Theater an der Gumpendorferstraße) bei dem ersten Teilstück eines neuen Versuchs eines Nachwuchstheaterwettbewerbes, einem Rossmarkt also, bei dem den ungestümen (und manchmal auch stummen) Theaterjungtieren von (hoffentlich) zukünftigen Geldgebern und dem (hoffentlich) zukünftigen Publikum ins Maul geschaut wird. Dazu wird vom veranstaltenden Theater ein Thema bzw. Schlagwort gewählt: möglichst zeitgeistig, womöglich sogar am wortspielerischen Abgrund entlangdümpelnd (Morgen ist auch noch ein TAG, Werkstart-TAGe ...). Ein Glück nur, dass Theater so wenig fernsehkompatibel ist und die wenigen Ausnahmen nicht im Radarfrequenzbereich von Einschaltquotenspürhunden aufscheinen, sonst würde man wohl schon länger nicht mehr nur von Showbühnen oder

Laufstegen die heißen Tränen lauernden Bald-schon-wieder-vergessen-Seins im Scheinwerferlicht verdunsten sehen, sondern auch zerfließende Actricen, hysterische Regisseusen und nahtzerfetzende Kostümbildnerinnen, denn theatralisch zählt nur mehr das »Drama, Baby!«. Über die Ergebnisse so eines aufgebauchten und trotzdem unterfinanzierten Prozesses soll an dieser Stelle nichts mehr zu lesen sein, da Mittelbühnen zu schützen sind als seidener Faden zwischen der Theaterrealität und der bildungsbürgerlichen Seifenblase eines sogenannten Publikums, weswegen mit Wittgensteins Segen – ausnahmsweise – darüber geschwiegen wird, worüber nicht positiv zu schreiben ist. Denn ein Bashing engagierter Mittelbühnen wäre –, und das widerstrebt dem Gerechtigkeitssinn des härtesten Verrisses – als würde man dem kleinen Mann respektive der kleinen Frau, den Hubers, Meiers, Erdogans und Pospischils dieser Welt die Steuerfahndung schicken, während man den Grassers, Mensdorffs, Pouillys und Hypos dieses Landes ein kleines Trinkgeld zusteckt.

bri

die Kochecke (Nr. 2)
Diesmal: Reisthunfischsalat in Chilipower

Wir machen uns Reis, wir waschen den Reis, auch wenn behauptet wird, dass es nicht notwendig ist, glaubt mir, es ist IMMER notwendig Reis zu waschen, das ist ein Ritual. Wie man Reis macht, weiß ja wohl jeder – also kommen wir zur Sache: Thunfisch aus der Konserve, von mir aus die Bio-Version, nehmen wir aus der Konserve, schütten das Fischöl weg und geben es in eine große weiße Schüssel. Danach kommt der schöne weiße Reis dazu, den wir nach Möglichkeit mit einem Schuss Olivenöl und Salz zubereitet haben. Thunfisch und Reis werden miteinander vermengt, umgerührt und das gibt ein hässliches Bild. Ja, es ist nicht schön anzusehen – ABER – es wird besser. Also Reis und Thunfisch sind in einer elenden, eher bräunlichen Allianz miteinander in einer weißen Schüssel in Konversation und nun nehmen wir Schüssel Nummer 2 und zerkleinern gut gewaschenen Rotkohl. Rotkohl nehmen wir der Farbe wegen, gegessen und gekocht wird nämlich nach Farben! Jawohl! Dieser Rotkohl wird gepfeffert, nicht gesalzen, gepfeffert und mit Olivenöl und Zitrone bearbeitet, ordentlich Zitrone dazu, danach die obligatorische Zwiebel (weiß!) zerkleinern und ebenfalls in diese Schüssel, wo Rotkohl in sich ruht. Und dann kommt sie! Die Göttin der Küche: Chili. Chili rettet uns alle – immer! Sie ist scharf kurvig und einfach nur großartig. Am besten man hat die kleinen Körner vom Türken um die Ecke gekauft. Wir nehmen gut zwei große Löffel Chilikörner, lassen es nicht ganz undramatisch in die Schüssel mit Rotkohl, Zwiebel, Pfeffer, Zitrone- Olivenöl fallen und rühren um, dass uns die Tränen kommen vor Glück. Und dann, wenn Reis und Thunfisch sich angefreundet haben, zur homogenen, aber hässlichen Masse geworden sind, greifen wir an. Beide Schüsselinhalte werden vereint und siehe da – Reisthunfischsalat in Chilipower hat die Welt erblickt, eine Augenweide! Und es schmeckt irre, auf der Zunge geht die Post ab – denn da ist also der Reis auf der einen Seite, göttlicher Thunfisch auf der anderen, Salat ist nicht zu verachten, Zwiebel nicht zu verleugnen und Chilikörnchen geben einem das, was man zum Leben braucht – Feuer! Feuer! Feuer!

shg

GLÜCKWÄRTS. EINE IDYLLE

SILRÄTBENSEL

by caru

au – che – bod – dumm – e – elf – er – fan – fen – fisch – fla – ge
– glück – glück – glück – glück – gu – i – kam – ko – land – land –
lapp – lau – nac – ne – ner – ner – nom – pen – re – rig – ru – satz
– scha – schaft – sche – sö – spil – srap – stoff – ter – ti – un – un – ze

Aus diesen 46 Silben (Trennungsregeln frei nach Duden` – sehr frei, und lange nach) sollen Sie 15 (streng genommen fast 16!) Wörter bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die ersten und letzten Buchstaben, jeweils von oben nach unten gelesen, eine hippomanische (-logische? -kratische? na, egal) Weisheit. Viel Glück. Sie werden es brauchen.

- _____ Mehrere Gustav Gänse?
- _____ Geht sparsam mit Gegend um.
- _____ Sprechgesang, der nichts Gutes bringt; erhärteter Pechvog'l.
- _____ Einer, oder eine; keinesfalls zwölf.
- _____ Fragt der Italiener, und der Kubaner kennt ihn.
- _____ Hier hätte der Kubaner auch reingepaßt, aber mit dem ist es schwerer.
- _____ Sind A-C, auf dem -top ausgearbeitet, fehlgeschlagen, tritt er in Kraft.
- _____ Mädchen aus den Pireneen.
- _____ Antiker Jenseitstourist (bei Platon nachschlagen).
- _____ Heißt mit Vornamen Kän.
- _____ Muß man aufmachen, wenn das Terpentin aus ist.
- _____ Nicht weit von da, wo 8. wohnte (wäre die Orthographie richtig).
- _____ 12a. _____ Wenn eine internationale Organisation ausnahmsweise keinen Mist baut.
- _____ Links und rechts davon ist besser angeln.
- _____ Durch viele Marathons den IQ gesenkt; Pech gehabt?

*Konrad D~, deutscher Gymnasiallehrer, 1829–1911.

IMPRESSUM

DerBagger **er:**r edaktion@derbagger.org – **Homepage:**w ww.derbagger.org **Bankverbindung:** Konto-Nr.: 289 147 43 800, BLZ: 20111,E rsteB ank **Herausgeber und Medieninhaber:** Zwischen Ernst und Satire – Verein für Diversität in der Medienlandschaft (Jörgerstraße 2 3/4, 1 170W ien,Z VR-Zahl: 7 20349459) **Redaktion:** Reinhard Klausner, Stefan Mayer, Vitus Angermeier **Homepage:** Rupert Angermeier (Goldmarie), Vitus Angermeier (Pechmarie)

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe: Anna Sawerthal (as), Brigitte Auer (bri), Christina Schöffner (chr), Christoph Schütz (toph), Clemens Rauchenwald (clr), Erwin Steinbach (caru), Gerlinde Wallner (ger), Harald Höller (hh), Hubert Weinheimer (wein), Jan Korbelik (kor), Leonhard Reul (lr), Raphael Quast (rq), Reinhard Klausner (pro), Shoka Golsabahi (shg), Stefan Mayer (mo), Vitus Angermeier (va) **Design:** Elena Anna Rieser **Layout:** Vitus Angermeier **Titelblatt:** Elena Anna Rieser **Illustrationen:** Alexandra Mia Monkewitz, Cornelia Taucher, Edgar Leitan, Elena Anna Rieser, Erwin Steinbach **Fotos:** (falls nicht anders angegeben) Bagger-MitarbeiterInnen **Korrekturat:**S andrall iibauer-Aichinger **Auflage:** 1000 Stück **Druck:**F acultas **Erscheinungsdatum:** 13.03.2009 **Erscheinungsort:**W ien **Preis:** 2 Euro

ISSN-Nr.: 1999-3382

Alle Artikel spiegeln in erster Linie die Meinung des Autors oder der Autorin wider, und nicht unbedingt die der Redaktion. Die Redaktion bemüht sich, auch Meinungen, die nicht voll und ganz der ihren entsprechen, einen Raum zu geben, wenn sie diese für interessant und diskursfähig hält. Die Redaktion überlässt sowohl die Entscheidung, welche Rechtschreibung verwendet als auch ob und wie geschlechterspezifisch geschrieben wird, den einzelnen Schreiberinnen und Schreibern. Andere Sprachen als Deutsch sind willkommen.

Offenlegung gemäß §25 des Mediengesetzes: Der Bagger ist das Organ des Vereins Zwischen Ernst und Satire – Verein für Diversität in der Medienlandschaft. Er setzt sich inhaltlich mit Themen aus Politik, Gesellschaft, Kultur und Wissenschaft – teils ernsthaft, teils satirisch – auseinander. Die Rechte liegen bei den UrheberInnen der jeweiligen Artikel, Fotografien, Illustrationen.

Kapitel III b,

in welchem wir, nachdem uns einige Hintergründe nähergebracht, die Familie der Holznerin Katha vorgestellt sowie jene schicksalhafte Veränderung geschildert worden ist, welche durch deren plötzliches Auftreten das bis dahin recht gleichförmige Dasein der jungen Holznerin Katha erschütterte, nun Näheres über die Holznerin Katha selbst erfahren, die nach den darauffolgenden, nicht minder tragischen Wirnissen und Ereignissen nun – wie im ersten Teil des Kapitels geschildert – ein Leben als Sennin führt.

In dieser Abgeschiedenheit hatte die Sennin Katha also vorerst ihr Glück gefunden, wie sie mir bei meinem ersten Besuch auf der Hütte erzählte. Erst nachdem sie in dieser Einsicht angekommen sei und sich in ihr eingelebt gehabt habe, sei sie zur Erkenntnis gelangt, dass es ihr nirgends besser gehen könne als hier oben; obwohl ihr anfangs die

Geselligkeit abgegangen sei, habe sie nach einer Weile festgestellt, dass es keinen Ort auf der ganzen Welt gebe, an dem sie sich wohler fühlte als hier, über allen Wipfeln, wie sie es ausdrückte. Sie

habe, ohne es aber jedoch zu merken, oder vielmehr, ohne es sich endlich einzugestehen, das Leben unten im Dorf längst satt gehabt, die ständige Wiederholung hohler Phrasen, die man ohne nachzudenken in Gesprächen von sich gab, die immergleichen, abgedroschenen Wendungen in den Unterhaltungen; sie habe den ganzen Stuss, den man sich stets gegenseitig erzählte, nicht mehr hören können, sowie die leeren Floskeln, von denen die Geschäfte und Wohnungen, die Gassen und Plätze und die Wirtshäuser widerhallten. Auch habe niemand mehr irgendjemandem zugehört, erzählte die Sennin Katha und verstummte. Wahrscheinlich, sagte sie schließlich, sei es aber sowieso schon immer so gewesen, sie habe es nur jahrelang nicht bemerkt, so wie die Leute da unten es ja offenbar noch immer nicht bemerken; den wenigsten sei wahrscheinlich aufgefallen, was ihr in den letzten Jahren allmählich, und hier oben über allen Wipfeln schlagartig klar geworden war. Jetzt aber, versicherte sie mir, und hier sei sie voll und ganz zufrieden. Mit den Schafen könne man reden, worüber man wolle, man könne sogar über völlig verrückte Dinge fantasieren, wie sie das schon öfter lauthals getan habe, ohne dass irgendjemand daran Anstoß nehme; sie habe schon ganze Werke geschaffen, flüsterte sie, und auf meine Nachfrage erklärte sie mir: Wortwerke, komponiert, improvisiert aus Wortklängen und Wortmelodien. Die Kühe und die Schafe seien geduldige Zuhörer, erklärte mir die Sennin Katha. Alles, was man den Viechern mitteile, oder auch gelegentlich vorsinge, hören diese in vollkommener Gemütsruhe und völlig unvoreingenommen an. Manchmal hielten sie dabei unversehens im Kauen inne, wie um besser zu verstehen. Es sei den Tieren aber auch ganz gleich, wenn man einmal tagelang keinen einzigen Laut äußere. Manchmal habe sie eben keine Lust, sich zu äußern, vielmehr verspüre sie diesbezüglich einfach keinerlei Bedürfnis, dann probiere sie aus Neugier aus, wie lange sie es aushalte, ohne ein Wort zu sprechen. Oft komme sie tage-, ja wochenlang nicht aus dem Schweigen heraus, wobei sie, wie die Sennin Katha betonte, wirklich kein noch so harmloses Wort, keinen einzigen noch so kurzen Laut äußere. Sie verzichte dann auch auf jegliche Lektüre, da sie dann auch keine Worte in schriftlicher Form verkrafte. Es kämen ihr mit der Zeit auch gar keine Worte mehr in den Sinn,

in solchen Zeiten gebe sie das Denken in Worten völlig auf, weil sie dann auch in ihrem Kopf kein einziges Wort dulden wolle; irgendwann habe sie einfach gelernt, alle Worte aus ihren Gedanken zu verbannen. Sogar in ihren Träumen komme sie mittlerweile, in solchen Zeiten, in welchen sie kein Wort ertragen könne, gänzlich ohne Worte aus. Ich müsse mich daher nicht wundern, wenn ihr ab und zu die richtigen Worte fehlen, manchmal falle ihr eben der passende Ausdruck nicht sofort ein. Sie sei darüber aber keineswegs unglücklich, da sie ja, wie erwähnt, ohnehin genug von den Unterhaltungen in den Geschäften und Wohnungen, Gassen und Plätzen und Wirtshäusern hatte. Im Gegenteil, sie genieße diese Sprachlosigkeit, die Stille und das Zuhören.

Die Natur, sagte sie schließlich, sei ohnehin sehr gesprächig, im Hochsommer sei diese mitunter regelrecht geschwätzig, die erzähle genug, man müsse nur hinhören. Zum Beispiel erzähle ihr der Bach täglich von dem Berghang, dem er entspringt, im Frühling, wenn die Schneeschmelze beginne, gebärde dieser sich oft wild aufgelegt und übermütig, später im Jahr werde er etwas gemächlicher, und seine Berichte plätschern gutgelaunt dahin; im Winter bevorzuge er eher die gemütliche Konversation, wie ein alter Mann in seinen Bart murmelnd. Letztlich wiederhole sich aber auch das, was der Bach ihr erzähle, unentwegt, sodass ihr bisweilen auch die Schilderungen des Baches hohl und abgedroschen erschienen. Sie höre dann einfach nicht mehr zu, so die Sennin Katha, hier oben sei man nicht zum Zuhören verpflichtet, niemand empfinde es hier als unhöflich, wenn sich der Zuhörer unversehens vom Erzählenden abwende, weil man die Eintönigkeit des Vortrages nicht mehr aushalte.

Damals, fuhr sie fort, als sie noch, als Försterstochter, öfters in der Forstwirtschaft ihres Vaters zugegen war, hatte sie immer die Klänge des Waldes geliebt, das Rauschen der Wipfel, das hoch über ihrem Kopf ertönte, und die Laute der Waldbewohner, vor allem das fast unhörbare Gekrabbel der emsigen Waldinsekten habe sie immer fasziniert. Jetzt meide sie den Wald, sagte die Sennin Katha, er erinnere sie zu sehr an die Familie und jene höchst schicksalhafte und daher unaussprechliche Begebenheit, selbst wenn die hiesigen Wälder jenen der väterlichen Forstwirtschaft keineswegs ähnelten, sondern sich im Gegenteil völlig von jenen unterschieden. In den Wald könne sie nur gehen, sagte sie, wenn sie sich wieder einmal in das Tage oder auch Wochen dauernde *Almschweigen*, wie sie es nannte, zurückgezogen hatte und bereits alle Begriffe und Begrifflichkeiten abermals für eine Zeit lang hinter sich gelassen hatte; dann erst, wenn sie alle Worte abgeschüttelt und aus ihren Gedanken herausgewaschen hatte, wie sie es ausdrückte, wenn selbst ihre Träume wortlos geworden waren, erst dann könne sie es aushalten, in den Wald zu gehen.

Wie es mit der Sennin Katha, ehemals Holznerin Katha, weitergeht, erfährt die geneigte Leserschaft möglicherweise in der folgenden Bagger-Ausgabe. Da sich aber immer mehr der Verdacht zu bestätigen scheint, dass seitens der Redaktion ganz allgemein keinerlei Interesse an langfristiger Zusammenarbeit mit d. Verf. zu bestehen scheint, ist d. Verf. wenig zuversichtlich, dass die Geschichte der bedauernswerten Sennin Katha, ehemals Holznerin Katha, einer Fortsetzung zugeführt werden kann. D. Verf. entschuldigt sich daher untertänigst bei der geneigten Leserschaft und zieht sich in Erwartung zäher Verhandlungen sowie wochenlanger Nichtbeachtung durch die Redaktion bockig in seine Kategorie-D-Substandard-Wohnung zurück.

chr

die abrissbirne

geistlose schlussskolumne,
UNGEFÄHR SO ERQUICKEND WIE ZWEI BRÄUNLICH-RANZIGE,
HALBVERGESSEN-GÄRENDE BANANEN IN EINEM ALTEN, SPECKIGEN SCHULRANZEN.

Maria Fekter NOT for Außenministerin!

Ein Glück, dass Maria Fekter Innenministerin ist.
Denn solange sie das Ressort für Inneres leitet, bleibt ein anderes, im Umgang mit Fremden weit mehr Sensibilität forderndes Amt von ihr verschont:
das Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten. Wie viele diplomatische Rüffel müsste Österreich einstecken,
wenn eine Außenministerin Fekter mit unseren Nachbarn und Nachbars Nachbarn Politik machen wollte.

Ein kleines Gedankenspiel:
Maria Fekter fliegt nach Kanada, was wäre dann?
Beim Empfang am Flughafen ist Kanada.
Oder Dänemark.
Da würde sich alsbald herausstellen:
der Dänemark sie nicht.
Aber auch von die Mexikaner mexikaner.
Und selbst, wenn sich einige wenige denken könnten im Libanon:
„Libanon grata Personen bei uns, als gar kein Besuch“
– eine rechte Freude hätte niemand mit ihr auf der Welt.
Nicht einmal im Falle des Ablebens.
Denn ginge sie einmal über den Jordan,
würde das mindestens eine Privatklage von
Basketball-Allstar Michael Jordan
nach sich ziehen,

von einer diplomatischen Krise
mit Jordanien ganz zu schweigen.
Deshalb: Maria Fekter NOT for Außenministerin!
Eine durchaus gerechtfertigte Kampagne.

Unterstützungserklärungen bitte an
abrissbirne@derbagger.org